

4. Zur Geschichte des modernen Soldaten

4.1. Das Militär und seine historischen Vorläufer

Kriege werden von Menschen geführt. Die Fähigkeit, Gewalt auszuüben, mag dem Menschen angeboren sein, für das Kriegführen reicht sie nicht aus. Um in einem Krieg eingesetzt zu werden, gleichgültig an welcher Stelle, ob als gemeiner Soldat oder als Kommandierender, ob zu Lande, zur See oder in der Luft, muss jedes einzelne Individuum auf seinen Einsatz vorbereitet werden, bzw. muss sich vorbereiten. Es ist nicht nur ein Spezifikum gegenwärtiger Kriegführung, sondern ihr allgemeines Kennzeichen, dass die Gewaltausübenden erst Techniken erlernen und trainieren müssen, um gekonnt Gewalt auszuüben. Im Wesentlichen sind dafür zwei Gründe verantwortlich. Erstens handeln die Kämpfenden nicht allein und müssen deshalb ihr Handeln mit dem ihrer Mitstreiter abstimmen. Zweitens werden im Krieg Mittel eingesetzt, deren Handhabung und Beherrschung im nicht-kriegerischen Alltag keineswegs selbstverständlich ist. Mag in neolithischen Jägerkulturen ein gewisser Transfer von der Beherrschung der Jagdwaffe hin zu ihrem Kampfeinsatz möglich gewesen sein und mögen nomadisierende Steppenvölker nach der Beherrschung des Pferdes durch den alltäglichen Umgang mit dem Tier und mit Pfeil und Bogen eine besondere Geschicklichkeit für den Kampf zu Pferd entwickelt haben (siehe McNeill 1984: 23f.), so gilt insbesondere für Nahkampf-Waffen, wie dem Schwert und der Streitaxt, dass das Training mit ihnen allein auf einen kriegerischen Einsatz abzielte. Der Bogen und auch die Armbrust ließen sich auch zur Jagd verwenden, doch das Schwert, ob kurz oder lang, die Streitaxt, aber auch die ritterliche Lanze als Stoßwaffe, der Speiß der Landsknechte, weisen Konstruktionsmerkmale auf, die bedingen, dass sie sich nur zum Töten von Menschen wirklich eignen.

Der soziale Ort, an dem die im Krieg eingesetzten Menschen die Fähigkeit zum Kriegführen erwerben, ist heute das Militär. Selbst die

Kämpfer von Guerilla-Truppen durchlaufen in aller Regel eine militärische Ausbildung. Als Organisation wie als Institution organisierter Gewaltausübung ist die Geschichte des Militärs auf das engste mit der Herausbildung neuzeitlicher Staatlichkeit verknüpft. Es ist eine Geschichte, die von der Überlegenheit bereits der Vorläufer des heutigen Militärs, dem Söldnerwesen und des stehenden Heeres, gegenüber anderen Formen der organisierten Gewaltausübung zeugt. Diese Vorläufer schlugen sowohl das feudale Heerwesen, also auch später alle außereuropäischen Institutionen der organisierten Gewalt aus dem Felde. Ihre Erfolge beruhten auf einer Organisationsform, die als das Ergebnis von Modernisierungsprozessen organisierter Gewaltausübung bezeichnet werden kann. Trotz seines heute partiell altertümlich anmutenden Gepräges, – zu denken ist hierbei an Zeremonien wie den Großen Zapfenstreich und an die Grußregeln, die sich in ihrer heutigen Gestalt in den stehenden Heeren des 18. Jahrhunderts entwickelten – ist das Militär als eine moderne Organisation anzusprechen.

Die Herausbildung der gegenwärtigen Form des Militärs war ein hochkomplexer Prozess, der sich über mehrere Jahrhunderte vollzog. Vom 11. bis zum 18. Jahrhundert, dem Zeitraum, der in diesem Kapitel betrachtet wird, hat es keine über mehrere Jahrzehnte währende Phase gegeben, in der sich das Phänomen des Krieges nicht geändert hätte. Bereits für das Mittelalter gilt, dass es ein politisch motiviertes Vorurteil der Aufklärung des 18. Jahrhunderts war, es als ein Zeitalter des technologischen und sozialen Stillstandes einzustufen. Im Allgemeinen für die sozialen Prozesse, wie im Besonderen für das Kriegsgeschehen ist es eher als eine Epoche der Rastlosigkeit und nicht der Stagnation zu kennzeichnen (siehe Mann 1994: 240). Das Militär ist eine europäische ›Erfindung‹ deren Entstehung auf einzigartige historische Konstellationen zurückgeführt werden kann. Dies bedeutet nicht, dass seine spezifische Ausgestaltung als Organisation wie als Institution organisierter Gewaltausübung ›notwendigerweise‹ bereits zu Beginn des historischen Prozesses feststand. Eine solche Annahme negiert die Bedeutung historischer Zufälle. Die Bedeutung der Kontingenz im historischen Prozess kann am leichtesten in der Gestalt ›großer Männer‹ und des Schlachtenglücks, das seinerseits von Wetterbedingungen abhängen kann, illustriert werden (siehe hierzu Mann 1994: 446f.). Zufälle beeinflussen den konkreten Verlauf historischer Prozesse und damit verbunden die Etablierung neuer historischen Konstellationen.

Die in Europa entstandene Form des Militärs ist eine historische Fundsache, die – von Kontingenzen geprägt – sich europaweit, aber regional unterschiedlich in Tempi und Gestalt, entwickelte. Die nachfolgenden Ausführungen beanspruchen nicht, die Komplexität dieses Prozesses nachzuzeichnen. Sie konzentrieren sich auf die Prozesse der Landkriegführung in Westeuropa und auf die Entwicklungen innerhalb des deutschen Reiches und beschränken sich erstens auf die Kampfweise berittener Kämpfer nach der 1. Jahrtausendwende, zweitens auf die Formierung diszipliniert im

Verband kämpfender infanteristischer Söldner und den damit einher gehenden gravierenden Bedeutungsverlust berittener Streitkräfte, drittens auf den Wandel vom Söldner zum Soldaten und viertens auf die Entstehung der stehenden Heere als die im 17./18. Jahrhundert vorherrschende Form organisierter Gewaltausübung. Dabei beschränken sich die sozialhistorischen Darlegungen in diesem Kapitel weitgehend auf die Bedeutung, die die Subjektivität der Kämpfenden in verschiedenen entscheidenden Stadien auf dem Weg zum Typus des Soldaten hatte. Gezeigt werden soll, wie sich die Anforderungen an die Kämpfenden im Laufe der Jahrhunderte veränderten, welche Konsequenzen sich daraus für ihre historisch spezifische Subjektivität ergaben. Die Organisationen mussten spezifische Antworten auf die Frage finden, wie die Subjektivität ihrer Angehörigen diszipliniert, aber auch wie sie in Anspruch genommen werden kann, damit sie im Kampf bestehen, den Sieg erringen können.

4.1.1. Die Ritter

Spätestens seit der 1. Jahrtausendwende wandelten sich im nordwestlichen Europa permanent die Ausrüstung, Bewaffnung und die Zusammensetzung der Heere.¹ So galt im 11. Jahrhundert ein Ritter, der mit einem langen Kettenhemd und einem Nasalhelm ausgerüstet war, als bestens gewappnet. Drei Jahrhunderte später musste er einen Vollharnisch tragen, wenn er vor den Geschossen und Schlägen seiner Gegner wenigstens halbwegs geschützt sein wollte. Durchgreifend veränderten sich auch die Einsatzformen der Kämpfenden und die eingesetzten Waffen. Die Einführung von Feuerwaffen ab dem 14. Jahrhundert gehört, wenn auch nicht zu Unrecht, lediglich zu den bekanntesten, weil sicher bedeutungsvollsten technischen Umbrüchen in diesem Zeitraum. Ob als Kampfmittel gegen Befestigungsanlagen oder als Handfeuerwaffe – ihr Einsatz setzte bzw. führte zu einer Reihe von Innovationen in den Offensiv- wie in den Defensivkonzeptionen der Kriegsparteien. Die Folgen dieser Änderungen konnten weit über das unmittelbare Kriegsgeschehen hinaus bedeutungsvoll sein. Besonders drastisch betraf dies den Bau von Befestigungsanlagen: Im 11. Jahrhundert

1 Der Motor für die unablässigen Verbesserungen der Waffen und der Rüstung bzw. deren Anpassung an neue Einsatzbedingungen, war die permanente Konkurrenzsituation zwischen den einzelnen Feudalherren. Die Dynamik dieser Konkurrenzsituation werden besonders instruktiv in den Arbeiten von Duby herausgearbeitet. Die expansive Dynamik nach Außen, die dazu führte, dass sich zwischen 950 und 1350 das Gebiet des lateinisch-christlichen Kulturkreises verdoppelte, wird unter anderen in Bartlett beleuchtet. Neben den Ursachen, die sich unmittelbar aus dem feudalen Wirtschafts- und Sozialgefüge speisen, spielen in der Literatur auch Faktoren, wie die klimatischen Bedingungen zwischen dem 9. und 13. Jahrhundert eine gewichtige Rolle, da sie das Bevölkerungswachstum (siehe Duby 1984: 13f. und Mann 1994: 244f.) seit dem 9. Jahrhundert zumindest begünstigten.

konnte ein Feudalherr eine Burg aus den Ressourcen bauen, die er sich aus seinem lokalen Herrschaftsbereich aneignete und die ihn gut vor dem Zugriff seiner Konkurrenten schützte. Die Mauern mussten nicht unbedingt aus Steinen gebaut werden und auch nicht sonderlich stark sein, weil die wahrscheinlichsten Gegner, aufständische Bauern und in etwa gleich starke Feudalherren, kaum über die technischen Mittel verfügten, um Palisaden, Wallanlagen bzw. Mauern zu durchbrechen und, da eine möglicherweise langwierige Belagerung als ein riskantes Unternehmen galt, meist nur der Handstreich blieb, um die Burg zu erobern. In der Folgezeit stieg für lokale Feudalherren aber die Gefahr, von Lehnsherrn angegriffen zu werden, deren Herrschaft sich über ein größeres Territorium erstreckte und die deshalb über größere Ressourcen für ihre Kriegszüge verfügten und deshalb auch Belagerungsmaschinen wie Steinschleudern einsetzen konnten. Diese Belagerungsmaschinen, die anfangs unter anderen mit Rückgriff auf antike Vorbilder gebaut wurden, zerschmetterten immer effektiver die Wehranlagen der Burgen. Um dieser Gefahr zu begegnen, wuchsen im Laufe der Zeit die Ansprüche an die Befestigungsanlagen enorm, mussten immer kostspieligere Anlagen gebaut bzw. bestehende Befestigungen umgebaut werden, wenn sie weiterhin vor einem Angriff schützen sollten. Mit den Kanonen war dann aber die Zeit endgültig vorbei, in denen ein kleiner Feudalherr hoffen konnte, sich eine Befestigungsanlage bauen zu können, die ihm als Ausgangs- und Rückzugsstellung im Rücken half, Ansprüche seiner Lehnsherren zu verweigern. Die Burg als Defensivmittel war nicht mehr in der Lage, den neu entwickelten Offensivwaffen standzuhalten.²

Über Jahrhunderte hinweg dominierten in Europa berittene Kämpfer die Schlachtfelder. Grundlegend für diese Dominanz war der Vorteil, den der Berittene gegenüber den zu Fuß Kämpfenden durch die Erhöhung und die Kraft des Pferdes erhielt. Aus der Bewegung des Pferdes heraus und von oben herab hatten einer oder mehrere Unberittene dem Schlag mit dem Schwert, dem geworfenen Speer bzw. dem Speerstich wenig entgegenzusetzen. Lediglich wenn sich die Unberittenen, wie bei der Schlacht von Hastings (1066), auf einem Hügel verschanzten und sich als kompakte Masse gegenüber den Reitern formierten, hatten sie eine gewisse Chance, den Berittenen zu widerstehen.³ Mit dem 11. Jahrhundert sollte sich der

2 Parker, der im Unterschied zur obigen Darstellung die Veränderungen vor dem 15. Jahrhundert eher als gering veranschlagt, sieht erst für das 15. Jahrhundert das Übergewicht der Defensive, den die Befestigungsanlagen markieren, durch die Erfindung riesiger Belagerungsgeschütze aufgehoben (1990: 26). Im 16. Jahrhundert sei diese Überlegenheit durch umfangreiche und außerordentlich kostspielige Fortifikationen, die sich aber nur große Territorialfürsten und Städte leisten konnten, zumindest wieder teilweise kompensiert worden (ebd.: 30f.).

3 Der Nachteil dieser Formierung war ihre Unbeweglichkeit. Die angelsächsischen Kämpfer bildeten keinen Verband, der in der Lage war, sich geschlossen zu bewegen. Die Formierung war defensiv ausgerichtet. Sowie die Angel-

Vorteil der Berittenen gegenüber den Unberittenen sogar noch durch die Kombination der Erfindung der schweren Lanze mit dem bereits im 8. Jahrhundert aus dem Osten übernommenen Steigbügel erhöhen (siehe Keen 1999: 41). Die so ausgerüsteten Reiter klemmten sich die Lanze fest unter die rechte Achselhöhle, »die rechte Hand greift den Schaft hinter den Schwerpunkt, der linke Arm bleibt frei für Zügel und Schild. Reiter und Lanze bilden eine konzentriert zusammenwirkende Einheit, die den Kämpfer gleichsam zu einem »menschlichen Geschoss« werden lässt. Eine derart bewaffnete Reitertruppe konnte dem massierten Feind einen regelrechten Hammerschlag versetzen, dessen Wirkung von der Dynamik und des Angriffs und der Wucht des Aufpralls abhing.« (Ebd.: 42) Dem »Fußvolk«, das einen großen Teil der Heerzüge ausmachte, kam deshalb auf dem Schlachtfeld nur eine untergeordnete Bedeutung zu. Es war diese hinzugewonnene Dominanz im Kampf, die die Sozialfigur des Ritters begründen sollte.⁴

Ein berittener Kriegermann zu sein, bedeutete nicht unbedingt zum Adel zu gehören, setzte jedoch voraus, dass Pferde unterhalten werden konnten. Jeder bewaffnete Reiter verfügte am besten gleich über mehrere Tiere, die ihn und seine Ausrüstung, von den Waffen über das Schild und die Rüstung tragen konnten und für den Kampfeinsatz trainiert sein mussten. Eine solche kostspielige Ausrüstung setzte wiederum die Verfügung über Land und Bauern voraus bzw., dass ein solcher Grundherr Bewaffnete, die z.B. lediglich über ihre eigene Bewaffnung verfügten, in den Dienst nahm, sie von den Abgabepflichten freistellte und für ihren laufenden Unterhalt aufkam (Keen 1999: 49). Die Ritter wirkten

»als eine Art Elitetruppe und – womöglich noch wichtiger – als Führungsgruppe, der er [der Feudalherr, d.A.] verantwortliche Aufgaben bei der Bemannung von Burgen und bei Belagerungen übertragen konnte. Gelang es solchen Fürsten, ihren Territorialbesitz zu sichern oder ihren Herrschaftsbereich auszuweiten, stieg ihr Bedarf an Gefolgsleuten.« (Ebd.: 49)

Die Kosten, die die Ausrüstung und der Unterhalt der Pferde verursachte, verhinderte aber, dass selbst Feudalherren, die über große Ländereien verfügten, viele Ritter dauerhaft in ihren Dienst aufnehmen konnten, weshalb

sachsen ihrerseits zum Angriff übergingen, gaben sie ihre kompakte Aufstellung auf und konnten bei einem erneuten Angriff durch Berittene selten schnell genug eine defensive Verteidigungsformation herstellen. In der Schlacht von Hastings wurden die angelsächsischen Gruppen, die ihre Defensivstellung verließen um die Normannen anzugreifen, von den normannischen Reitern erschlagen (siehe u.a. Delbrück Bd. 3: 170f.).

⁴ Die Dominanz der so genannten Panzerreiter kommt in einem veränderten Sprachgebrauch zum Ausdruck. Meinte das lateinische Wort *miles* bzw. *militis* zuvor »jeden, der Kriegsdienst tat, vor allem den Berufskrieger« (Johrendt 1976: 427) bezeichnet er ab dem 11. Jahrhundert ausschließlich »den berittenen Kriegermann« (Keen 1999: 47).

immer eine gewisse Anzahl von ihnen auf der Suche nach einem Dienstherren waren. Für die meisten bewaffneten Reiter war ihre ökonomische und soziale Lage trotz ihrer immensen militärischen Bedeutung prekär. Sie blieben abhängig von der Gunst ihrer Herren und dem Erfolg im Kampf.

Gemessen insbesondere an den späteren Formen der bewaffneten Gewaltausübung erscheinen Ritter wie *der* Idealtypus eines disziplinlosen Einzelkämpfers, dessen Geschick von seinen individuellen Fähigkeiten im Umgang mit den Waffen und seiner Subjektivität vor allem in Gestalt von Tapferkeit abhing. Wesentlichen Anteil an diesem Bild hat die Troubadourdichtung, deren bevorzugter Protagonist ein junger, lediger Mann ist, der als nachgeborener Sohn mit nichts als einem Schwert, einem »guten Namen und einer Erziehung zum Kriegsabenteuer« ausgestattet ist (Keen 1999: 50), und der bevorzugt im Einzelkampf seine Erfolge erzielt.⁵ Tatsächlich lässt sich der ritterliche Kampf nicht so eindeutig, wie dies in der älteren Literatur häufig geschieht, auf das Duell zwischen jeweils zwei Kämpfenden beschränken. Sie beziehen sich auf einige Quellen, in denen Heerführer über die aufgelöste Ordnung klagten bzw. ihre Reiter vor einem Angriff eindringlich ermahnten, geschlossen den Gegner zu attackieren. Die Schwierigkeiten bei der Durchführung der oben beschriebenen Angriffsweise mit angelegter Lanze, bedeutet jedoch nicht, dass es niemals zu einem koordinierten Zusammenwirken vieler Reiter gekommen ist. Vielmehr ist im Grundsatz davon ausgehen, dass die Reiter versuchten, nicht als Einzelkämpfer, sondern im Verband den Gegner durch einen gemeinsamen Anritt anzugreifen. Diese Angriffsweise setzte langwieriges und intensives Training mit dem eigenen Pferd und den anderen Teilnehmern eines Trupps voraus. Geübt wurde diese Kampfweise unter anderem auf den Turnieren, die gleichzeitig mit der neuen Kampfweise aufkamen (Keen 1999: 44). Geübte Reiterverbände waren wohl auch in der Lage, ihren Anritt auf die gegnerischen Reihen mehrfach zu wiederholen. Das Training beruhte auf den privaten Ressourcen der einzelnen Reiter bzw. des jeweiligen Grundherren, in dessen Dienst sie standen (ebd.: 345). Da nur diejenigen Ritter, Knappen bzw. Edelknechte und Sergenten⁶ intensiv

5 Nerlich sieht in der Verherrlichung des Ritterseins, als »das Höchste, was ein Mensch auf dieser Erde erlangen kann, und er verwirklicht es in der Suche und im Bestehen von aventure«, eine Definition des Menschseins, die mehr als jede andere dazu beigetragen habe, die Welt grundlegend und irreversibel von der Vormodernen in die Moderne zu verwandeln (Nerlich 1997: 200). Die Troubadourdichtung, die die Experimental-Existenz des Menschen bejaht, reflektiert die prekäre soziale Lage der Ritter und bot gleichzeitig u.a. Anknüpfungspunkte für die bürgerlichen Kaufleute des 14. Jahrhundert, die ebenfalls ihren Handel auf Plan *und* Zufall gründeten.

6 Nach Lehnart wird in der militärhistorischen Forschung lediglich zwischen zwei Kombattantentypen unterschieden, den Rittern und den Sergenten, weil der Knappe sich häufig nur durch die Schwertleite vom Ritter unterschied. Die meisten Angehörigen der Ritterschaft blieben ihr Leben lang Knappen, da sie sich die Kosten für die Zeremonie nicht leisten konnten. Bei den Sergenten

gemeinsam üben konnten, die im Dienst eines Feudalherren standen, dürfte ein gemeinsamer Antritt in Kriegszügen, zu denen sich die Truppen mehrerer Herren zusammenschlossen, schwer durchzuführen gewesen sein. Gemeinsames Handeln als ein aufeinander abgestimmtes, koordiniertes Handeln fiel den Heeren dieser Zeit grundsätzlich schwer, weil die Heerzüge zumindest bis weit in das 13. Jahrhundert hinein keine Institutionen waren, die über verbindliche Dienstvorschriften verfügten. Auch gab es keine eindeutige Kommandostruktur. So verfügte ein nomineller Oberbefehlshaber über »keinerlei Zwangsmittel, seine taktischen Vorstellungen gegen den Willen der anderen Lehnherren durchzusetzen.« (Lehnart 1993: 179) Die nur für eine kurze Zeit formierten Verbände lassen sich als Personenverbände qualifizieren, die durch Verwandtschafts- und Lehnbeziehungen, sowie in zunehmenden Maße durch Vertragsbeziehungen wie der Treueverpflichtung aufgrund von Soldzahlungen und Beuteversprechen, zusammengehalten wurden (vgl. auch Lehnart 1993: 178f.).

Da innerhalb wie außerhalb des Schlachtfeldes der Einsatz der Akteure lediglich durch Face-to-face-Kommunikation koordiniert werden konnte, mussten sich alle Akteure in einem Raum bewegen, in dem sie »in optischer und weitgehender akustischer Verbindung standen« (Kaufmann 1996: 31). Bereits im 9. Jahrhundert wurde nach Verbruggen (1998: 84) durch Trompeten der Abbruch des Lagers angeordnet. Er führt auch Beispiele für taktische Signale durch Bannerschwenken und Trompetenfanfaren an. Delbrück dagegen schreibt, dass er sich nicht erinnern könne, von Signalen im Gefecht in einer »mittelalterlichen Quelle etwas gelesen zu haben.« (Bd. 3, 1920: 347) Lediglich Aufbruch- und Angriffssignale könne er in den Quellen finden. Für die Schlacht gelte aber, dass die Führung nichts will, »als gleichmäßig an den Feind kommen, und nachdem der Kampf begonnen hat, ihn durch das Hochhalten des Banners bis zur äußersten Intensität durchführen.« (Ebd.: 346) Es habe, so das Fazit Delbrücks, keine über dieses Ziel hinausgehende Taktik in der Schlacht gegeben. Verbruggen, dem in der Tendenz meist die jüngere Literatur folgt, widerspricht dieser Auffassung Delbrücks entschieden (1999: 84f.). Er geht obendrein davon aus, dass die Verbände wiederholt die gegnerischen Truppen angreifen und sich wieder von ihnen lösen konnten (ebd.: 73f.). Erst nachdem ein Anritt nicht mehr möglich war, sei es, weil durch die vorangegangenen Angriffe sich der Trupp nicht mehr formieren ließ, sei es, weil der gegnerische Trupp sich auflöste, spätestens aber wenn kei-

handelt es sich dagegen mehr »um Diener, die wie Ritter bewaffnet waren« (1993: 22) und die dem niederen Adel zuzurechnen sind. Weiter handelte es sich um nachgeborene Söhne von mittelmäßig begüterten Rittergeschlechtern, die kein Erbe zu erwarten hatten, und mitunter auch um Söldner nichtritterlicher Abstammung. Zur weiteren Differenzierung: siehe Lehnart 1990: 19f. Siehe auch Selzer (2001: 340), der in diesem Zusammenhang noch die Möglichkeit einräumt, dass Reiter aus großbäuerlichen Familien stammten.

ne Lanzen mehr zur Verfügung standen, gingen die Reiter zum Nahkampf mit dem Schwert über.

Bevorzugt griffen sie auf dem Schlachtfeld ihresgleichen an (siehe Delbrück Bd. 3, 1920: 320). Für diese Orientierung sprach aus ihrer Sicht, dass sich ein Ehrgeiz erst im Kampf mit einem mindestens gleichrangigen Gegner einstellte. Obendrein ließ sich mit einem solchen Kampf die Hoffnung auf ein Lösegeld verbinden, wenn es ihnen gelang, den Gegner gefangen zu nehmen. Im Handgemenge mussten sich die Kämpfenden selbstständig einen Gegner suchen bzw. sich eines Gegners erwehren, und konnten nicht auf einen Befehl für ihr Handeln abwarten, zumal die unmittelbaren Anführer dann in aller Regel selber buchstäblich die ›Hände voll zu tun‹ hatten. Im Zuge des Nahkampfes kam es auf die individuellen Fähigkeiten des einzelnen Kämpfers an. Ob man im Handgemenge einer Schlacht den Gegner überwand, ob man bei einem Überfall oder einer ähnlichen Gewalttat Erfolg hatte, hing von der Findigkeit ab, sich bietende Chancen wahrzunehmen und auszunutzen. Das individuelle Geschick beim Umgang mit der Waffe, die Fähigkeit, die eigenen Kräfte zu mobilisieren sowie Affekte wie Angst und Schmerzen zu kontrollieren, entschieden über den Verlauf des Kampfes. Von den Kämpfenden dieser Zeit, ob als Anführer oder auch als Untergebener, war in all diesen Situationen aktives Handeln gefordert, mit dem die jeweiligen Situationen bewältigt, und das heißt der Gegner überwältigt werden sollte. Der Ausgang eines Zweikampfes wurde entscheidend von der Subjektivität der Kämpfenden und seiner situativen Kompetenz geprägt.

Nun lässt sich das Kriegsgeschehen dieser Zeit weder auf den geschlossenen Lanzenangriff noch auf den Zweikampf reduzieren. Typisch für den Verlauf sowohl eines großen Kriegszuges als auch einer Fehde in dieser Zeit waren weniger große Gefechte, sondern Belagerungen, Überfälle, Plünderungen, die auf die Zerstörung von Hab und Gut des Gegners abzielten, sowie die Gefangennahme seiner Untertanen. Neben dem ›Fußvolk‹, das in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle spielte, beteiligten sich auch Reiter an diesem Teil der Kriegführung. Entgegen dem Bild des undisziplinierten Ritters hing der Erfolg eines Überfalls auf andere Bewaffnete von der Koordinationsleistung der Angreifer ab. Auch die Verteidigung einer Befestigung setzte die koordinierte Zusammenarbeit ihrer Besatzung voraus. Als Einzelkämpfer, ob nun auf oder außerhalb eines Schlachtfeldes, traten die Ritter nur selten auf.

Beobachten, sich orientieren, entscheiden und der Kampf selber setzten ein Engagement des einzelnen Kämpfers voraus, die spätere Interpreten des Kampfes der Ritter als eine Kampfweise deuteten, die vom individuellen Subjekt ausgehe, hinter denen die Momente des koordinierten Handelns zurücktraten. In den Augen vieler Militärtheoretiker des 19. und 20. Jahrhunderts, stellvertretend für andere sei hier Delbrück genannt, überwog wiederum die Interpretation des ritterlichen Kampfes als disziplinlos,

weil er bei weitem nicht über die taktischen Feinheiten ihrer Gegenwart verfügte. Kurz, der ritterliche Kampf diente als Negativbild des mittelalterlichen Kriegsgeschehens in toto, vor dem sich die moderne Kriegführung als rational ausgefeilte, als flexiblere abheben konnte.

4.1.2. Das Söldnerwesen

Die Anwerbung von Bewaffneten wie Unbewaffneten gegen Geld, um mit ihrer Unterstützung Kriegszüge zu unternehmen, ist in zahlreichen historischen Quellen belegt. Söldner hat es sowohl in der Antike wie auch später gegeben. Ihre Zahl und ihre Bedeutung für die Kriegführung unterlagen großen Schwankungen. Auch für das europäische Mittelalter werden von den Quellen neben dem feudalen Dienstverhältnis schon früh Soldzahlungen an Teilnehmer von Kriegszügen erwähnt. Unklar ist jedoch, in welchem Ausmaß im mittelalterlichen Europa Söldner angeworben wurden. Sicher ist aber, dass sich insbesondere große Feudalherren nicht einzig auf Bewaffnete verließen, die durch das Lehenskriegswesen ausgehoben wurden, sondern auch Unbewaffnete, zum Beispiel für Schanzarbeiten, anwarben (Baumann 1977: 164f.). Zusätzlich warben sie *pedites*, also zu Fuß kämpfende Kriegsknechte, an, die sie sowohl als Besatzungen in den Burgen, als Armbrust- oder als Bogenschützen und auf den Schlachtfeldern einsetzten. Selbst Ritter traten schon früh als Söldner auf. Die oben erwähnte prekäre wirtschaftliche Lage vieler Ritter förderte »ihre Wertschätzung herrschaftlicher Entlohnung« (Keen 1999: 50). Diese konnten sich kleine Herrschaften kaum leisten und mussten sich deshalb mit dem Lehensaufgebot zur Austragung ihrer Fehden begnügen. Fraglich ist aber, – da sich die vorhandene Literatur in dieser Frage uneinig ist – ab wann die größeren Feudalherren allgemein dazu übergingen, Geldzahlungen als Anreiz für Kriegsdienste anzubieten. Nach Keen sei dies ab dem 13. Jahrhundert der Fall gewesen (ebd.: 343). Aber bereits für das Zeitalter der Staufer (zwischen 1138 und 1254 stellten die Staufer die deutschen Könige) sieht Wohlfeil das »ritterliche Söldnertum, dessen Vertreter im Kriegsdienst nicht mehr den Ausdruck einer Gesamthaltung und standesgemäßen Betätigung, sondern ein berufsmäßig ausgeübtes Gewerbe sahen, [...] militärisch gleichwertig an die Seite des Lehenskriegswesens« (1966: 325) gestellt. Spätestens ab der 2. Hälfte des 12. Jahrhundert, konkret mit der Anwerbung von Söldnergruppen durch Friedrich Barbarossa für den Kampf mit und gegen die oberitalienischen Städte, sind Söldner als Fußknechte belegt. Die nach ihrem ersten Anwerbegebiet Brabant anfangs als Brabanzonen⁷ bezeichneten Fußknechte waren »wegen ihrer Professionalität

7 Sie wurden von Barbarossa 1166 für seinen Italienfeldzug angeworben und aufgrund ihrer Gewalttaten wurde diese Bezeichnung synonym für zu Fuß kämpfende Söldner. Es lassen sich in der Literatur aber auch andere Bezeichnungen wie Aragoneser und Basken finden, die sich ebenfalls auf die Region

tät von den Kriegsherren begehrt und wegen ihrer Brutalität von ihren Gegnern gefürchtet« (Lehnart 1993: 72), die wiederum aufgrund ihrer unritterlichen Kampfweise keine Schonung von den Rittern erwarten durften. Lehnart betont, dass die europäischen Monarchen und größere Territorialherren bereits im 13. Jahrhundert zumindest einen Kader von *sergents à pied* dauerhaft anwarben, um sie im Bedarfsfall durch aufgebotene Bauern und Bürger zu ergänzen. Darüber hinaus stellten sie auch das Gros der Ingenieurtruppen, die für den Bau von Belagerungsmaschinen unentbehrlich waren und von Truppengattungen wie die der Armbrustschützen, die eine spezielle und langwierige Ausbildung benötigten (ebd.: 73). Vielleicht lassen sich alle diese Einzelfeststellungen dahingehend zusammenfassen, dass sich der zunehmende Einsatz von Söldnern, Berittenen wie zu Fuß Kämpfenden, ab der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts allmählich und in Art und Tempi regional unterschiedlich vollzog. Dabei sollte von den Kriegen in Oberitalien eine prägende Dynamik ausgehen, die formbildend auf Westeuropa ausstrahlte. Vor allem dort, wo es ebenfalls zu ähnlich heftigen Kriegen zwischen aufblühenden Städten oder auch zwischen feudalen Herrschaften kam, konnte spätestens ab dem 14. Jahrhundert keine größere Stadt oder kein Feudalherr mehr hoffen, einen Kriegszug siegreich zu beenden, wenn nicht in erheblichem Umfang Söldner angeworben wurden.

Für das Anwerben von Bewaffneten gegen Sold sprachen aus Sicht der Feudalherren wie der Städter gleich mehrere Gründe. Sie beruhten vor allem auf dem Umstand, dass Söldner zumeist keine unmittelbare Beziehung zur jeweiligen Sozialität unterhielten, also Fremde waren. Ihre Fremdheit ist das bis heute meistgenannte Merkmal von Söldnern. Sie stehen dem Prinzip nach außerhalb des Sozialzusammenhangs der Krieg führenden Partei. Von je her war es gerade diese Fremdheit und die ausgehandelte befristete Präsenz der Angeworbenen, die sie für Kriegsparteien außerordentlich attraktiv machte. Mit der Anwerbung verfügten sie über eine soziale Ressource, also militärische Schlagkraft, deren Aufbau sie nicht bezahlten, und die sie auch nicht dauerhaft unterhalten mussten. Gerade wenn die Gegner über ähnliche sozialen Ressourcen verfügten, wie man selber, versprach der Einsatz von Söldnern eine große Überlegenheit auf dem Schlachtfeld, vor allem wenn es diese versäumt hatten – aus welchen Gründen auch immer – selber Söldner anzuwerben. Die Anwerbung von Bewaffneten aus der Fremde bot aber auch jenseits des Schlachtfeldes Vorteile. So konnte die Anwerbung für die ansonsten kriegsverpflichteten Einheimischen eine Entlastung bieten, die umso schwer wog, wenn sich die Kriegskampagnen in die Länge zogen. Auf diese Weise konnten politische und soziale Spannungen in der Kriegspartei gemildert werden. Weil die Söldner außerhalb der Krieg führenden Gesellschaft standen, waren sie nicht in die politischen und sozialen Gegensätze verwickelt, die sich bei-

beziehen, aus denen zumindest ein großer Teil der gemeinten Söldnerrotte ursprünglich stammte.

spielsweise in den aufblühenden oberitalienischen Städte verschärften und zu heftigen sozialen Kämpfen um die Herrschaft zwischen den verschiedenen Patrizierfamilien, den Handwerkern und den Tagelöhnern führten und ihr Zusammenwirken in nichtkriegerischen wie kriegerischen Angelegenheiten erschwerten.

Durch die Entlohnung sollte kein neues Dienstverhältnis, keine dauerhafte Verpflichtung des Auftraggebers entstehen (vgl. McNeill 1984: 69). Die Söldner wurden schließlich nur für die Dauer einer Kampagne engagiert und sollten anschließend wieder ihrer Wege ziehen. Letzteres sprach auch aus Sicht der Feudalherren für die Anwerbung von Söldnern. Ein Söldner erhob kein Anspruch auf ein Lehen, auf Boden des Grundbesitzers für seinen Dienst. Er reduzierte damit weder die Machtbasis des feudalen Grundbesitzers, noch stieg er selber in den Rang eines Grundbesitzers auf. Unmittelbar stellte die Anwerbung von Söldnern das feudale Herrschaftsverhältnis noch nicht in Frage. Wie ein Blick auf die Studie von Selzer zu den deutschen Söldnern im 14. Jahrhundert in Italien zeigt, stabilisierte sogar das Söldnertum die soziale Lage vor allem der niederadligen Ritter. Nur der Gelderwerb im Krieg ermöglichte es ihnen, ihren Status aufrechterhalten (2001: 340). Nicht minder bedeutsam für den Statuserhalt war allerdings auch der »Ehrerwerb aus der Fremde«, der zu einem Motivbündel zählt, das Familientradition, die Flucht aus der heimatlichen Enge und Abenteuerlust umfasst (ebd.: 341).

Ob allerdings der Soldritter, wie Wohlfeil schreibt, »stärker zu Gehorsam und Disziplin verpflichtet (war) als der Lehensritter« (1966: 326), ist zumindest als generelle Aussage zu bezweifeln, denn »die Treue von Söldnern« und damit auch ihr Gehorsam und ihre Disziplin endete oft dann, wie Selzer schreibt, »wenn sie kein Essen mehr in ihrer Schüssel fanden« (2001: 133). Die erhöhte Abhängigkeit vom Gelde (Wohlfeil 1966: 326) machte sich für die Kriegsherren vor allem dann unangenehm bemerkbar, wenn ihnen das Geld ausging.⁸

Die Fremdheit der Söldner barg also für die Anwerbenden auch Gefahren. Das Spektrum der Gefahren reicht von der einfachen Weigerung zu kämpfen, bis der ausstehende Sold gezahlt ist, über die Drohung, zum Gegner überzugehen, bis hin zur gewaltsamen Entmachtung der Auftraggeber und Machtaneignung durch die Söldner. Selbst ein von Söldnern erfolgreich durchgeführter Auftrag konnte für die Auftraggeber gefährlich werden. Denn auch dann bestand die Gefahr, dass die Söldner nicht abzo-

8 Die französischen und englischen Könige im 100jährigen Krieg (1337-1453) konnten einem Hinweis Selzers zufolge diese Gefahr reduzieren, weil sie zwar ihre Ritter für den Dienst bezahlen mussten, diese jedoch Vasallen blieben. Sie band an ihre Dienstherren noch eine personale Treueverpflichtung. Dieses zusätzliche »Band zwischen Söldner und Dienstherren fehlte im Falle der deutschen Kämpfer in Italien« (Selzer 2001: 133) und bildete dann auch die Ursache über Machiavellis Klage über die Untreue der Söldner (ebd.).

gen, sondern blieben und ihre Anführer an die Stelle der politischen Eliten traten, die sie ins Land geholt hatten.⁹

Auf Dauer sollte die Anwerbung von Söldnern für die feudalen Herrschaftsstrukturen nicht folgenlos bleiben, da sie die Monetarisierung der Gesellschaft vorantrieb. Nur derjenige, der über Geld verfügte, konnte Söldner anwerben und je mehr Söldner angeworben werden konnten, desto höher waren die Erfolgsaussichten im Kampf. Dies sollte die Zentralisierungstendenzen staatlicher Herrschaft, die Entstehung des neuzeitlichen Staates forcieren, denn von der Größe wie von der staatlichen Durchdringung des Herrschaftsgebietes hing das Ausmaß der Ressourcenschöpfung ab, um Söldnerheere zu finanzieren. Die Bemühungen um eine kontinuierliche Militärfinanzierung können als Movens der Steuerpolitik und damit der Ausbildung eines staatlichen Verwaltungsapparates bezeichnet werden (siehe Mann 1994: 267f.).

Es war aber nicht so sehr das Soldverhältnis als solches, das die ritterliche Kampfweise in Frage stellte. In dieser Beziehung als folgenscher erwies sich vielmehr erst die zunehmende Befähigung von zu Fuß kämpfenden Söldnern, einen Angriff von mit Lanzen bewehrten Reitern abwehren, und selber auf dem Schlachtfeld zu Angriffsoperationen übergehen zu können. Zwar erlitt auf dem oberitalienischen Kriegsschauplatz bereits 1176 ein Ritterheer des deutschen Kaisers Barbarossa »beim norditalienischen Legnano [...] eine unerwartete Niederlage, als es vergeblich gegen Pikeniere anstürmte, die der Lombardische Städtebund ins Feld geschickt hatte.« (McNeill 1984: 69), doch war damit nur die Defensivfähigkeit von Fußtruppen gegenüber Reiterangriffen angezeigt. Für Angriffsoperationen blieben Reitertruppen noch lange unverzichtbar.

Die ersten im Verband kämpfenden infanteristischen Söldner, die Brabanzonen, waren weniger für den Einsatz auf dem Schlachtfeld vorgesehen, obwohl sie auch dort zum Einsatz kamen und defensive Abwehrformationen bildeten (Lehnart 1993: 72; Delbrück Bd. 3, 1920: 468), sondern vor allem, um durch das Gebiet des Gegners zu ziehen und es zu verwüsten. Allerdings plünderten und »verheerten« sie auch das Land, durch das sie zogen, wenn sie keinen Auftrag dazu hatten.¹⁰ Im 13. und 14. Jahrhundert befanden sich in Oberitalien zahlreiche Söldnerverbände, die

9 Diese Gefahr lässt sich nicht auf einen bestimmten Ort oder Zeitraum eingrenzen. Ob man die Antike oder das Mittelalter betrachtet oder man sich mit der Geschichte außereuropäischer Zivilisationen beschäftigt, immer wieder stößt man auf Berichte, die von der Gefahr zeugen, dass Fremde, die man für Kriegszüge engagiert hatte, die einheimische politische Elite entmachteten (siehe hierzu auch Heins/Warburg: 50f.).

10 Was neben einem weitgehend folgenlosen Beschluss des Dritten Laterankonzils von 1179 (siehe Delbrück Bd. 3, 1920: 371; Lehnart 1993: 72f.), der ihre Verfolgung und Niedermetzlung legitimierte, auch einige Kriegszüge gegen herumziehende bzw. sich festsetzende Kompanien (z.B. in Südfrankreich) zur Folge hatte.

von McNeill, die zeitgenössische Redeweise aufgreifend, als Banden bezeichnet werden. Sie seien als »bewaffnete Abenteurer« über die Alpen gekommen und taten »sich unter formlos gewählten Anführern zusammen« (1984: 76). In diesen Verbänden gab es sowohl berittene wie unberittene Bewaffnete. Durch Erpressung bzw. Ausplünderung des flachen Landes hätten sie im Laufe des 14. Jahrhunderts stark zugenommen und »freie Kompanien« gebildet, deren größte 1354 aus »nicht weniger als 10.000 Bewaffneten bestehend und begleitet von einem ungefähr doppelt so starken Tross, durch die fruchtbarsten Gebiete Mittelitaliens [zog]. Sie ernährte sich vom Verkauf des Plünderungsgutes, das nicht an Ort und Stelle konsumiert wurde« (ebd.). Die Etikettierung als »Abenteurer« unterschlägt zwar das Elend als wichtiges Motiv für den Auszug der nichtritterlichen Söldner, sie hebt jedoch zu Recht hervor, dass sich diese Söldnerverbände nicht aus willfährigen und entrechteten Individuen zusammensetzten und sie eine gefährliche Selbstständigkeit nicht nur gegenüber ihren (potentiellen) Auftraggebern aufwiesen. Im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts sollte sich eine grundlegende Veränderung des Söldnerwesens vollziehen. Wurden bisweilen im 13. Jahrhundert lediglich einzelne Söldner als Kader für Lehensaufgebote unter Vertrag genommen, gingen nun die oberitalienischen Städte dazu über, mit den so genannten Condottieri Verträge abzuschließen, »die sie verpflichteten, für eine vereinbarte Summe einen Söldnertrupp anzuwerben und zu befehligen.« (McNeill 1984: 77) Die »Kommerzialisierung des Krieges« (Schmidtchen 1990: 45) beendete in Italien nach 1380 die Zusammenschlüsse von Söldnern in »freien Kompanien«. Diese Condottieri unterschieden sich von den Anführern der »freien Kompanien« wesentlich durch ihre größere Macht gegenüber den anderen Söldnern. So konnten die Kapitäne der Kompanien keinen Soldvertrag abschließen, dem nicht zuvor die anderen Anführer der einzelnen Abteilungen, aus denen sich die Kompanie zusammensetzte, ihre Zustimmung erteilt hatten. Nun rückte der Condottiere zum alleinbevollmächtigten Kriegsunternehmer auf. Dieser Machtzuwachs drückte sich auch in den Namen der Kompanien aus, die sich nun nicht mehr wie bisher z.B. nach einem Gegenstand, der bei dem Zusammenschluss eine Bedeutung zukam, benannten, sondern den Namen des Condottiere trugen (siehe Selzer 2001: 60). Aus der Sicht der Städte, die sich die Anmietung von Söldnern leisten konnten, boten die Vertragsabschlüsse mit einem Condottiere größere Vertragssicherheit, weil sie durch die Konzentration der Entscheidungsmacht ein kalkulierbareres Gegenüber hatten. Sie brachte zugleich eine Verregelung des Kriegsgeschehen, da die Soldverträge Bestimmungen enthielten, »die genau die Umstände festlegten, unter denen Plünderungen zulässig waren« (McNeill 1984: 76). McNeill betont, dass durch die steuerfinanzierten Soldzahlungen die Gefahr durch umherziehende Banden reduziert wurde, weil die Plündernden unter Vertrag genommen wurden und die Vertragsnehmer den Vorteil hatten, ein Machtinstrument gegen

andere Städte bzw. Feudalherren in die Hand zu bekommen. Für eine Anwerbung sprach aus Sicht der einzelnen Söldner, reziprok zur Sicht der Städter, dass ein fester Sold der Ungewissheit und den Gefahren des Plünderns vorzuziehen war, zumal das Plündern beim Gegner weiterhin erlaubt blieb und dementsprechend »das Soldatenhandwerk, als es besoldet wurde, nicht ganz seine spekulative ökonomische Dimension« verlor (McNeill 1984: 76).

Jedoch waren durch den Vertragsabschluss mit einem Condottiere nicht alle Gefahren aufgehoben, die zuvor von den »freien Kompanien« ausgingen. Die Gefahr, ohne Auftrag zu plündern, die Drohung, den Auftraggeber zu überwältigen, ging nun von den herumziehenden Söldnerzusammenschlüssen auf die Kriegsunternehmer über. Auch die Condottieri konnten die geworbenen Söldner nur dann beisammen halten, wenn sie nach einem Feldzug möglichst bald wieder einen neuen Auftraggeber fanden. Am Frieden hatten die Kriegsunternehmer deshalb prinzipiell kein Interesse. Die geschlossenen Verträge boten für die Auftraggeber also nur einen gewissen Schutz vor Übergriffen, der besonders dann fraglich wurde, wenn der Sold ausblieb. Über hundert Jahre später, also im 16. Jahrhundert, klagte deshalb Machiavelli über die Condottieri:

»Die Führer dieser in Sold genommenen Truppen sind entweder vortreffliche Männer oder nicht. Sind sie ersteres, so kannst du dich darum nicht auf sie verlassen, weil sie, bloß auf ihren eigenen Ruhm bedacht, entweder dich, ihren Herren, oder andere gegen deine Absicht zu unterdrücken suchen. Sind sie es nicht, so ruinieren sie dich ohnehin.« (1513: 83)

Mit letzterem sprach er die aus seiner Sicht schändlichen und betrügerischen Praktiken der Söldnerführer an, Kämpfe zu vermeiden und damit vertraglich zugesicherte Leistung zu verweigern. So warf er ihnen vor, sie trachteten danach, »sich und ihre Soldaten allen größeren Beschwerden zu entziehen und ihnen alle Furcht zu benehmen, indem sie es einführten, dass man in den Gefechten den Feind nicht tötete, sondern gefangen nahm und ohne Lösegeld wieder freigab. Bei Nacht beschossen sie nie die belagerten Orte und ebenso wenig die Belagerten die Lager dieser; ja, sie befestigten nicht einmal ihre Lager mit Palisaden oder Gräben, noch rückten sie im Winter ins Feld. Mit dieser Kriegsordnung vermieden sie Arbeit und Gefahr [...]« (ebd.: 86) Aus Sicht der Condottieri beschrieb er allerdings weniger einen schändlichen als einen haushälterischen Umgang mit den ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen. Angesichts häufiger Wechsel der Auftraggeber wollten sie ihre Ressourcen nicht riskieren und vermieden blutige Gefechte mit ehemaligen oder potentiellen zukünftigen Gefährten. Betrügerische Praktiken, wie z.B. die Forderung von Soldzahlungen für Söldner, die nie angeworben wurden oder schon lange tot waren, schließt all dies freilich nicht aus.

Durch die Vertragsabschlüsse mit den Condottieri, die im Gegensatz zu den Anführern der ›freien Kompanien‹ meistens aus Italien stammten, wurde auch nicht die Fremdheit der Söldner aufgehoben. Die Söldnerverbände blieben vielmehr weiterhin ein exklusiver Sozialverband, dessen primärer Zweck die organisierte Gewaltausübung war, die professionell vorangetrieben wurde. Von der effektiven Anwendung ihrer akkumulierten Erfahrungen in den Kriegszügen hingen das (Über-)Leben der Condottieri bzw. der Angehörigen des sich später herausbildenden Offizierkorps und ihrer direkten Untergebenen, sowie ihre Position in der Hierarchie ab.

Wie bereits im Zusammenhang mit der Schlacht von Legnano gesagt, waren ab dem 12. Jahrhundert zu Fuß kämpfende Verbände wiederholt in der Lage, einem Ritterheer erfolgreich zu widerstehen (hierzu sind Beispiele in Delbrück Bd. 3, 1920: 491f. zu finden). Auf der anderen Seite standen aber auch noch im 14. Jahrhundert vernichtende Niederlagen (Lehnart 1993: 24). Die frühen Einzelsiege bzw. spätere Dominanz ist nicht auf den Einsatz neuer Waffen zurückzuführen, denn z.B. die primäre Waffe der Schweizer Gewalthaufen waren Langspieße, mit denen prinzipiell auch schon früher Fußknechte ausgestattet waren. Neu war vielmehr die Geschlossenheit, mit der die Truppen kämpften, ihre Disziplin. Die Entwicklung von wirkungsvollen Handfeuerwaffen ab dem 16. Jahrhundert war deshalb zwar nicht bedeutungslos, aber sie sollte ›lediglich‹ die schon zuvor bewiesene Überlegenheit von geschlossenen Formationen von Fußtruppen drastisch weiter erhöhen.

4.1.3. Der Gewalthaufen

Wie im Folgenden an der Disziplinierung im Hinblick auf die Gewaltausübung auf dem Schlachtfeld deutlich gemacht werden soll, hatten alle zu Fuß Kämpfenden ein großes Interesse an einer disziplinierten Kampftechnik. Disziplinierung meint hier eine Rationalisierung der Gewalttätigkeit, die dem Interesse aller Angehörigen des Verbandes entsprach, hing doch vom Erfolg des Verbandes im Kampf der Sieg und oft genug die Unversehrtheit von Leib und Leben ab. Für den Kampf gegen Reiter gilt verschärfend, dass ihnen, ob Bauer oder Söldner »im Falle einer Niederlage der eigenen Partei der fast sichere Tod [...] [drohte], denn sie besaßen im Gegensatz zu ihren berittenen Kampfgenossen keine Möglichkeit, der siegreichen feindlichen Reiterei durch Flucht zu entkommen.« (Schmidtchen 1990: 224) Mit diesem Disziplinierungsprozess nicht identisch waren die Bemühungen, die eine Zunahme direkter Herrschaft über die im Verband eingegliederten Individuen bewirken sollten. Für die Auftraggeber war diese Disziplinierung genauso wichtig wie die Effektivitätssteigerung der infanteristischen Verbände, versprach sie doch ein geringeres Risiko beim Engagement von Söldnerverbänden.

Auf dem Boden stehend, nicht von Mauern umgeben zu sein und Reiter auf sich zugewandt zu sehen, ist beängstigend. Die Reiter nähern sich mit großer Geschwindigkeit dem eigenen Standort, und durch die Pferde sind sie nicht nur schneller, sondern wirken auch als kompakte Einheit, die viel größer ist als man selber. Gleichgültig, ob sie mit Lanzen oder ob sie mit Schwertern bewaffnet sind, immer stechen oder schlagen sie von oben herab auf den am Boden Stehenden ein. Das verschafft ihnen zusammen mit der Kraft des Pferdes immer todbringende Vorteile. Es zeugt deshalb von einem hohen Maß von Vertrauen des Einzelnen in die Stabilität des Verbandes sowie von seiner Loyalität gegenüber den anderen im Verband, wenn eine zu Fuß kämpfende Gruppe nicht auseinander läuft, nicht jeder Einzelne versucht, sein Heil in der Flucht zu suchen und die Schlachtreihen geschlossen bleiben. Dieses Vertrauen und die Loyalität setzen wiederum intensive soziale Beziehungen zwischen den Angehörigen des Verbandes voraus. Die ersten Söldnerverbände, die über diese Voraussetzungen verfügten, kamen aus dem Gebiet der heutigen Schweiz.

Von anderen »Söldnerbanden der Zeit« (Delbrück Bd. 3, 1920: 685) unterschieden sich die Schweizer nicht durch ihr Handeln auf dem Marsch oder im Lager; sie plünderten »ebenso wüst« (ebd.). Sie unterschieden sich vor allem dadurch, dass sie auf dem Schlachtfeld geschlossene zu Fuß kämpfende Verbände bildeten, die gemeinsam ihre Waffen einsetzten und denen es dadurch gelang, die Räume auf dem Schlachtfeld zu besetzen. Wie ihnen dies gelang, soll im Folgenden aufgezeigt werden.

Neben der Vermutung, dass die Bewegung des Gewalthaufen schon früh durch den Schlag der Trommel koordiniert wurde, basierte das Zusammenwirken der einzelnen Kämpfer auf vorher verabredeten Kommandos, auf der Festlegung, wer das Recht hat, zu entscheiden, in welcher Richtung z.B. der Gewalthaufen sich bewegen soll. Eingereiht in den Gliedern der Formation, konnten nur wenige Anführer der einzelnen Unterabteilungen überhaupt in der Lage gewesen sein, das Geschehen zu überblicken. Der Ausübung der Leitungsfunktion kam in der Vorbereitungsphase, also bei der Aufstellung und der Festlegung der Bewegungsrichtung, eine entscheidende Funktion zu. Wenn zwei Gewalthaufen bereits aneinander geraten waren, kam ihr dagegen eine untergeordnete Bedeutung zu, weil dann alles nur noch vom Erhalt der Geschlossenheit des Verbandes abhing.

Die Schlagkraft des Gewalthaufens beruht auf der Kooperation der Söldner. Es handelte sich um eine stark von Hierarchien geprägte Kooperation, die von den einzelnen Söldnern nur wenig mitgestaltet werden konnte. Die einzelnen Angehörigen des Verbandes mussten ihre Kampfweise und -technik, der vorgefundenen Ordnung anpassen.

Die Grundaufstellung des Gewalthaufens bildete ein festgeschlossener Gevierthaufen. An den Ecken war er mehr oder weniger abgerundet. In ihm formierten sie mehrere hundert, mitunter aber auch mehrere tausend

Kämpfer. Ihre entscheidende Waffe gegen die Reiterei war der Langspieß. Der koordinierte und geordnete Einsatz der Langspieße machte den Gewalthaufen für die Reiterei unüberwindlich und sein Anblick erinnerte, wenn die Bewaffneten ihre Spieße vorstreckten, an einen Igel. Wenngleich Delbrück davon ausgeht, dass es keine gemeinsame Übungen gegeben habe (Bd. 3, 1920: 684), ist kaum vorstellbar, dass das Hantieren mit der mindestens 3 Meter und oft über 5 Meter langen Waffe, die im Verband eingesetzt wurde, nicht gemeinschaftlich geübt wurde, zumal es auf das Zusammenwirken aller ankam. Sicher hat es aber anfangs keine Exerzierregeln gegeben, und die Übungen beruhten auf der Anleitung durch Kriegserfahrene, auf tradierter Kampferfahrung. Dass es also kein solches Regelwerk gab, schließt nicht regelmäßiges Exerzieren aus (siehe Schmidchen 1990: 232 und Kleinschmidt 1989: 25f.). Gerade die offensive Fähigkeit der Gewalthaufen gegenüber der Reiterei bestand darin, dass er nicht nur defensiv in einer Stellung verharren musste, sondern sich auch auf dem Schlachtfeld bewegen konnte, ohne dass die Formation aufbrach und Lücken entstanden, in die ein Reitertrupp, ohne auf großen Widerstand zu stoßen, eindringen und damit möglicherweise den gesamten Haufen sprengen konnte. Zur Verteidigung vor einem Reiterangriff musste ein Gewalthaufen »nur« die äußeren Reihen dicht geschlossen halten, die »vorderen Spießreihen« fällen,

»wobei in Verbindung mit einem Ausfallschritt das Schaft-ende am Erdboden mit dem zurückgestellten Fuß fixiert und der Spieß in gebückter Körperhaltung bei gestreckten Armen in einem Winkel von ca. 30° oder aus der Bewegung heraus in einer Art von Hüftanschlag den Angreifern entgegengehalten wurde.« (Schmidchen 1990: 185)

Am Zusammenhalt der sozialen Organisation des Gewalthaufens sollte die Offensivstärke der Reiterei zerschellen. Dies stellte die Reiterei als Hauptstreitmacht in Frage, weil ihre Dominanz nur in der Bewegung, also in der Offensive zum Tragen kam. Die Reiterei hatte deshalb dem Gewalthaufen in dem Moment nichts entgegenzusetzen, als dieser selber offensiv wurde, also vorrückte. Ist der Angriff eines Reiterverbandes abgewehrt, bleibt ihm außer einem erneuten Anritt keine weitere Option als der Rückzug vom Schlachtfeld. Pferde bleiben nicht stehen, wenn sie attackiert werden.

Die Reiterei bildete fortan nicht mehr die Hauptstreitmacht. Sie verschwand jedoch auch nicht vollständig von den Schlachtfeldern. Jenseits der Schlacht bot die Kraft und Dynamik des Pferdes bei weiträumig und offensiv geführten Feldzügen operative Vorteile, und in der Schlacht selber konnten vor allem überraschende Reiterattacken die gegnerischen Verbände verunsichern und erschüttern. Um diese Vorteile nutzen zu können, waren aber schwer gepanzerte Lanzenreiter ungeeignet, und an ihre Stelle traten leicht gewapnete, mit Lanze bzw. Handfeuerwaffe und Säbel ausgerüstete Reiter. Durch diese Veränderungen wurde die Reiterei gegen-

über den gepanzerten Lanzenreitern beweglicher, und die neuen Kampftechniken ließen sich innerhalb einer wesentlich kürzeren Ausbildungszeit erlernen. Die Disziplinierung dieser Reiterei, die u.a. bereits von Weber betont wird (1922: 683), zielte auf die Bildung von stabilen taktischen Truppenkörpern, in die ein Reiter bereits nach relativ kurzer Ausbildungszeit eingegliedert werden konnte (siehe auch Delbrück Bd. 4, 1920: 152f. und Regling 1979: 36f.).

Zurück zu den Gewalthaufen: Erheblich schwieriger als die Abwehr eines Reiterangriffs gestaltete sich für einen formierten Gewalthaufen der Kampf gegen gegnerische ebenfalls mit Langspießen ausgerüstete Gewalthaufen. Hier versuchten die Spießer anfangs in den vorderen Reihen die Gegner gezielt zu treffen, was »erheblicher Geschicklichkeit und Muskelkraft bedurfte« (Schmidtchen 1990: ebd.). Im weiteren Verlauf des Gefechts wurden die Langspieße weitgehend nutzlos, weil sich die Haufen miteinander verkeilten und aufgrund der Enge in den vordersten Reihen allenfalls nur noch das Schwert und vor allem die Hellebarde¹¹ eingesetzt werden konnten. Entscheidend wurde dann aber vor allem der mechanische Druck, der auf den Leibern der Kämpfenden lastete und der die Geschlossenheit der gegnerischen Reihen zerbrechen sollte. In dieser Phase des Gefechtes schoben und drückten die hinteren Reihen eines Gewalthaufen gegen die vor sich Befindlichen, die wiederum nach vorne zunehmend gepresst miteinander standen und auch Brust an Brust mit dem Gegner aneinander gerieten.

»Da bei einem Gewalthaufen von 50 Mann Tiefe alle nach vorn drückten und von der anderen Seite Gegendruck kam, wurde man gepresst, gedreht und verlor leicht den Boden unter den Füßen. Bisweilen wird das ganze vorderste Glied gestürzt sein. Die Nachdrängenden traten auf die Liegenden oder stürzten über sie. Die hinteren Glieder sahen nicht, was vorn vorging, und schoben weiter.« (Renn 1979: 75)¹²

Es konnte also durchaus passieren, »dass jemand eine Schlacht inmitten eines solchen Gewalthaufens nur als Schiebender oder Geschobener erlebte.« (Schmidtchen 1990: 232) Vor allem wenn die Bewaffneten von den Flanken bedrängt wurden, konnte der Druck so hoch sein, dass sie sich gegenseitig erdrückten. (Verbruggen 1998: 189) Den Gesetzen der Mechanik folgend, wurde die Größe der Verbände für den Verlauf entscheidend, das heißt: Waren die Verbände annähernd gleich groß, war der Ausgang besonders ungewiss. Durch die Formierung mehrerer Haufen konnte aller-

11 Die Hellebarde, in der Literatur auch als Halmbarte oder Halbarte bezeichnet, ist ein offensiv einsetzbarer Mehrzwecklangspieß, der erst im 13./14. Jahrhundert entwickelt wurde, und neben dem Spießen auch zum Hauen aus der 2., 3. Reihe geeignet war.

12 Delbrück meint dagegen, dass man die Berichte, die vom Fallen der ersten Reihe erzählen, nicht wörtlich zu nehmen habe (Bd. 4, 1920: 70).

dings auch Druck aus unterschiedlichen Richtungen aufgebaut werden und sich damit der gewünschte Erfolg einstellen, den gegnerischen Verband zu zerreißen (Schmidtchen 1990: 233). Einer der Gründe der Kriegsherren, möglichst viele Söldner anzuwerben, lag darin, dass allein die Zahl der eingesetzten Söldner über Sieg oder Niederlage entschied (Delbrück Bd. 4, 1920: 81, 143).

Die ungleiche Entscheidungskompetenz der im Verband Eingereihten und die geringen Gestaltungsmöglichkeiten der meisten Eingereihten über ihren eigenen Kampfeinsatz geben wenig Raum für die Entfaltungsmöglichkeiten von Subjektivität in einem emphatischen Sinne. Gleichzeitig konnten die einzelnen infanteristisch Kämpfenden nur durch die eigene Disziplinierung eine Formation bilden, die die Dominanz der Reiterei brechen konnte. Nur indem sie auf eigensinniges Handeln verzichteten, über die Fähigkeit verfügten, ihr Handeln spezifisch an das Handeln anderer Subjekte zu binden, konnte die angestrebte Geschlossenheit des Verbandes von den Individuen hergestellt werden. Die Einhaltung der Disziplin war für den Einzelnen auch kein irrationales Handeln, da ein Auseinanderlaufen der Formation die Gefahr erhöhte, getötet zu werden. Dies gilt bereits für die Formierung des Verbandes. Von der Schnelligkeit, in der z.B. aus einem Marsch heraus die einzelnen Unterabteilungen und schlussendlich auch die Individuen die igelförmige Aufstellung einnahmen, konnten Sieg oder Niederlage abhängen. Kaum zu gering ist die Bedeutung des Vertrauens zu veranschlagen, die der Einzelne in seine Nachbarn haben musste, dass diese nicht aus den Reihen ausbrachen, wenn Reiter gegen den Verband anritten, wenn sie z.B. mit Armbrüsten aus der Distanz angegriffen wurden oder ein anderer Gewalthaufen auf sie eindrang.¹³

Die Disziplin dürfte angesichts der tödlichen Bedrohungen eine Entlastungsfunktion für die individuellen Subjekte gehabt haben. Denn gerade in gefährvollen Situationen war jedem Einzelnen wohlvertraut, was er zu tun hatte und was nicht. Und das Leben der Kämpfenden hing elementar vom Zusammenhalt der Formation ab. Bestand zumindest für ritterliche Kämpfer im Kampf unter Gleichrangigen eine gewisse Chance, dass ihr Leben vom Sieger geschont wurde, – allein schon deshalb, weil die Aussicht bestand, von den Angehörigen Lösegeld zu erhalten – ist für die infanteris-

13 In diesem Zusammenhang ist erwähnenswert, dass sich die Söldner aus den gleichen Anwerbegebiete in eigenen Verbänden formierten. Vor allem zwischen den Söldnern aus deutschen und schweizer Gebieten kam es deshalb auch zu Differenzierungen, da sie sich häufig, z.B. in Italien, als Gegner auf dem Schlachtfeld gegenübertraten. »Mit zunehmender Dauer der Kriege griff der Konflikt auch auf die wirtschaftliche Basis der Kriegsknechte über, denn beide Parteien standen immer häufiger in Soldkonkurrenz zueinander.« Durch ihre Kleidung und ihren Habitus, die als identitätsstiftende »Integrationsfermente« wirkten, und auch um im Nahkampf die Verwechslungsgefahr zu mindern, versuchten sie sich voneinander abzusetzen (Rogg 1996: 121f.).

tisch Kämpfenden keine derartige Schonung überliefert. Die von Rogg untersuchten Bildquellen des 16. Jahrhunderts belegen, dass

»unterlegenen Kriegsgegnern kein Pardon gewährt wurde. Welcher Militärunternehmer hätte auch ein Interesse an der Auslösung einfacher Krieger gehabt? [...] Da die gemeinen Kriegsknechte in der Regel nur das besaßen, was sie bei sich trugen, konzentrierte sich das Beuteinteresse zwangsläufig auf diesen in der Bildüberlieferung bestens dokumentierten Bereich: Kleidung und Waffen.« (Rogg 2003: 125)

Den Getöteten wurde beides abgenommen.

Doch allein auf die Einsichtsfähigkeit der Subjekte verließ sich bereits das eidgenössische Kriegswesen nicht. Abgesichert wurde die Einhaltung der Disziplin durch drakonische Strafen. Die Ende des 15. Jahrhunderts gültigen eidgenössischen Kriegsordnungen bestimmten, dass wer aus der Formation floh oder ›Flucht‹ ruft, wer »ohne triftigen Grund, wie z.B. eine Verwundung in der Schlacht, die Formation verließ, sollte auf der Stelle ohne Gnade von seinen Kameraden niedergestoßen werden« (Schmidtchen 1990: 232) bzw. »dessen Leib und Gut« sei dem Richter verfallen (Delbrück Bd. 3, 1920: 686). In diesem Zusammenhang ist auch ein Beschluss auf der Tagsatzung zu Luzern, Anfang 1475, zu sehen, demnach »die Hauptleute Mannschaften schwören lassen [sollen], dass sie nicht plündern, bevor das Gefecht zu Ende ist, und bei der Nachhut sollen eine Anzahl Männer angestellt werden, die darauf achten und jeden auf der Stelle niederstechen, der dawider handelt.« (Ebd.; siehe auch Renn 1979: 63) Das Verbot des Plünderns zeigt zugleich die Lückenhaftigkeit der Disziplinierung an. Sie galt im Übrigen nur unmittelbar für das Schlachtfeld.

Wenngleich man in die Gewalthaufen, mit denen die Schweizer Städte und Kantone den Herrschaftsanspruch der Habsburger abwehrten, »auch Bauernaufgebote hineinstellen [konnte], die von vornherein nur einen mäßigen Willen zur Tat mitbrachten« (Delbrück Bd. 3, 1920: 688), so ermöglichten die zahlreichen Siege gegenüber gepanzerten Reitern, dass Schweizer sehr begehrte Söldner wurden und als ›Reisläufer‹ von vielen Städten und Feudalherren außerhalb der Eidgenossenschaft angeworben wurden. Die vom 14. bis in das 16. Jahrhundert auf den europäischen Kriegsschauplätzen auftretenden Schweizer Gewalthaufen setzten sich aus Freiwilligen zusammen, für die das Söldnerdasein zumindest ein zeitweiliger Beruf war.

Nach der Niederlage eines organisatorisch und taktisch reformierten Ritterheeres unter dem Herzog von Burgund, Karl der Kühne, dem es nicht gelang, gegen die Schweizer Gewalthaufen zu bestehen (1474-1476), wurde die Anwerbung von Söldnern zu einer Notwendigkeit für die Territorialfürsten und Städte, die sie nur unter der Gefahr des Verlustes des Herrschaftsgebietes ignorieren konnten. Die Reisläufer waren nach diesem Durchbruch sehr begehrt, und um ihren Bedarf zu decken, gingen deshalb

die Territorialfürsten und Städte sehr schnell dazu über, innerhalb ihrer eigenen Territorien Truppen anzuwerben. Innerhalb des deutschen Reiches wurden ab dem 15. Jahrhundert neben den Reisläufern zusätzlich noch so genannte Landsknechte angeworben, die sich nach dem Vorbild der Schweizer Gewalthaufen formierten. Beide, Reisläufer wie Landsknechte, waren durchdrungen vom Bewusstsein ihrer Überlegenheit gegenüber der Reiterei. Sie seien, so Schmidtchen, »stolz auf ihre Siege [gewesen] und verachteten ihrerseits die dünnliche Art der ritterbürtigen Herren, für die sie keine Berechtigung mehr zu erkennen vermochten« (1990: 235). Die Bezeichnung Landsknecht selber, die nach Baumann nur auf Söldner deutscher Herkunft zu beziehen sei (1994: 47), ist Ausdruck dieses Selbstbewusstseins. Während die geläufigeren Bezeichnungen der Kanzlei- und Feldschreiber für die Fußtruppen Knechte, Kriegsvolk und ähnliches waren (ebd.), zogen die Anführer wie die Knechte diese Bezeichnung vor. Unter den Schweizern galt es dagegen als Beleidigung, Landsknecht genannt zu werden. Sie zogen die Bezeichnung Reisläufer vor.

4.2. Vom Söldner zum Soldaten

Ob sich die Söldner Reisläufer oder Landsknecht nannten, sie gingen mit den Kriegsherren, mit denjenigen, die sie für den Kriegsdienst anwarben, einen Vertrag ein. Sie mussten einen Treueid schwören und eine Feldordnung anerkennen, dafür erklärte sich die andere Seite bereit, einen festgelegten Sold zu zahlen. Dem Inhalt nach waren die Artikelbriefe, die Akte der Musterung

»obrigkeitlich bestimmt, also kein Ausdruck autonomer Selbstdefinition. Doch sie steckten den Rahmen ab auch für eigensinnige Ausdrucksformen und Abgrenzungen der Söldner. So nahmen Söldner neue sprechende Namen an [...] und gründeten damit symbolisch eine neue, von den alten Beziehungen gelöste, Existenz. Die Kleidung der Söldner variierte die allgemeine Mode dergestalt, dass durchaus luxuriöse Extravaganzen mit obrigkeitlicher Billigung die engen ständischen Zuschreibungen sprengte und eine sozusagen autonome Eigen-Ständigkeit demonstrierte.« (Sikora 2003: 222)

Insbesondere die Artikelbriefe vor dem 17. Jahrhundert regelten unter anderem, wie die Beute verteilt wurde, inwieweit einfache Söldner ihre unmittelbaren rangniedrigen Vorgesetzten wählen konnten, und sie gewährten den Söldnern eine weitgehende rechtliche Selbstverwaltung, die z.B. Institutionen eigener Rechtspflege vorsahen (siehe hierzu ausführlich Burschel 1993: 129f. und Baumann 1977: 185f.).

Die Ersetzung von Söldnerheeren durch »eigene Kräfte«, wie es Machiavelli in »Der Fürst« forderte, die sich aus »Untertanen, Bürgern und Gefolgsleuten« (1513: 88) rekrutierten, war nicht möglich. Sein Vorhaben

scheiterte gleich aus mehreren Gründen: Bezogen auf die Städte scheute das Patriziat zu Recht eine Bewaffnung der Einwohner aufgrund der Spannung und Spaltungen innerhalb der Kommune zwischen den verschiedenen sozialen Gruppen; für die Territorialfürsten wiederum hätte ein Rückgriff auf feudale Dienstverhältnisse bedeutet, ihre Abhängigkeit von den Adligen zu erhöhen und damit ihre Machtposition zu schwächen. Der schnelle Aufbau großer Truppenkontingente war obendrein durch feudale Dienstverhältnisse nicht in dem Maße zu leisten, wie sie das Söldnerwesen erforderlich machte, zumal die Kriegskampagnen in den Monaten stattfanden in denen die Arbeitskräfte auf dem Land benötigt wurden. Vielleicht der ausschlaggebende Grund aber war, dass sich für Miliztruppen die Chancen auf einen Sieg in dem Maße verringerten, in dem sich das Kriegswesen professionalisierte. Angefangen von der Konditionierung des Körpers und der Psyche eines jeden Bewaffneten auf die im Zuge einer Kriegskampagne auftretenden Belastungen, – was neben der unmittelbaren Gewalterfahrung auf dem Schlachtfeld auch die Entbehrungen auf dem Marsch wie Hunger, Durst und Kälte einschloss – bis hin zum disziplinierten und damit effektiven Waffeneinsatz, der nur durch wiederholte Übungen zu erreichen war, boten professionelle Söldnerverbände entscheidende Vorteile. Die Professionalität erlaubte es auch, dass sich die Söldner in zunehmend taktisch anspruchsvolleren Verbänden formierten. Etappenweise wurde die Aufstellung in einen, zwei oder drei Haufen zugunsten von kleineren taktischen Verbänden aufgegeben, die zum einen wesentlich beweglicher waren, zum anderen aber auch erhöhte Anforderungen an die Kommandeure stellten (siehe Delbrück Bd. 4, 1920: 188f.). Nur wenn die Kommandeure im Umgang mit der Vielzahl der taktischen Einheiten erfahren waren, es verstanden, den Einsatz des Fußvolkes und der Reiterei zu koordinieren, sowie die beste Stellung für die allmählich auf den Schlachtfeldern auftauchende Artillerie zu bestimmen, konnte die Kampfkraft der Armee durch die erhöhte Beweglichkeit tatsächlich gesteigert werden. Die Anforderungen an die Leitung eines Heeres stiegen auch, weil der Erfolg eines Kriegszuges entscheidend vom Umfang des aufgebotenen Heeres abhing. Dies galt schon für die Gewalthaufen: Je größer der eigene Verband, desto eher hielt die gegnerische Formation dem ausgeübten Druck nicht stand.

Mit dem 14. Jahrhundert vergrößerten sich die Heerzüge merklich. Delbrück weist darauf hin, dass die »natürliche Grenze für die Heeresgröße [...] die finanzielle Leistungskraft des Kriegsherren« hätte sein müssen (Bd. 4, 1920: 81), doch diese Grenze konnte in dem Maß überschritten werden, in dem die Kriegszüge sich durch Kredite finanzieren ließen. Und die Kriegsparteien gingen dazu über, sich in der Hoffnung auf einen Sieg weit jenseits ihrer finanziellen Möglichkeiten zu verschulden. Die Hoffnung auf den Sieg »trieb von vornherein beide Parteien über ihre Leistungsgrenze hinaus. Die Größe der Heere wuchs über das mittelalterli-

che Maß hinaus, nicht nur insofern Kriegsherren da waren, die das bezahlen konnten, sondern weit größer, als sie es bezahlen konnten. Knechte waren ja genug zu haben, auf das Handgeld und auf die weiteren Soldversprechungen hin.« (Ebd.)

Dass es den Kriegsherren nicht schwer fiel, Anwerbewillige zu finden, lag nur zum Teil an der Höhe des Soldes. Vor allem für die Zeit vor 1650 gilt zwar, dass die Soldhöhe für die Söldner, die aus den unteren sozialen Schichten stammten, und sie stellten die Mehrheit, attraktiv war, doch ist auch für diese Zeit vor Übertreibungen zu warnen, denn in den Heerzügen waren die Lebenshaltungskosten extrem hoch und bis in das 18. Jahrhundert war die vollständige Bezahlung des Soldes die Ausnahme und nicht die Regel. (Burschel 1993: 173f., 205)¹⁴ Allgemein ist Burschel zuzustimmen, der ein Sprichwort der Zeit zitierend (»Landsknecht verkaufen ihre Haut vmb wenig Geld.«) feststellt, dass das Risiko des Söldnerlebens in keinem Verhältnis zur Höhe des Soldes stand (ebd.: 206). Söldner, die durch den Kriegsdienst reich wurden, waren Ausnahmeerscheinungen. Ein einfacher Söldner konnte sich nur dann Reichtum aneignen, wenn es ihm gelang, außerhalb des Schlachtfeldes (hier musste er die Beute abliefern und den Vorgesetzten stand ein überproportionaler Anteil an ihr zu; siehe Burschel: 208f.) alleine oder mit anderen eine ungewöhnlich einträgliche Beute zu machen. Das »kisten fegen« oder das »sackmachen«, also das Plündern längs der Marschrouten, diente weniger der Bereicherung, sondern schuf die Grundlage für die eigene materielle Versorgung, weil die Soldzahlungen häufig ausblieben (siehe Rogg 2002: 126). Ungewöhnlich war auch der soziale Aufstieg durch den Solddienst. Eine soziale Karriere als Söldner war am ehesten für Handwerker, Gelehrte und Adelige möglich. Sie hatten wesentlich bessere Aufstiegschancen als die zu Fuß kämpfenden Kriegsknechte, die aus den städtischen und ländlichen Unterschichten stammten. Sie verfügten am ehesten über einige Mittel, um eine teure Ausrüstung anzuschaffen und hatten Gelegenheit, Erfahrung im Umgang mit schwierig zu handhabenden Waffen zu sammeln, waren deshalb nicht gezwungen, dauerhaft als einfache Söldner zu dienen. Für Adelige waren die Chancen am größten, bis in die oberen Ränge aufzusteigen, und damit in die Nähe des Territorialfürsten zu rücken. Trotz der demonstrieren autonomen Eigen-Ständigkeit ist deshalb festzustellen: »Das Regiment der Landsknechte durchbrach die ständische Ordnung nicht, es war ihr Abbild.« (Burschel 1993: 202)

Abenteuer, Ruhm und Reichtum, das mag sich so mancher Söldner von seinem Kriegsdienst versprochen haben, doch so wichtig diese oft erwähn-

¹⁴ Die Höhe des Soldes wurde neben der Kriegserfahrung wesentlich von Bewaffnung und Rüstung beeinflusst, mit der er sich anwerben ließ. Ein kriegserfahrener Söldner, der z.B. mit einem Schwert und Harnisch ausgerüstet war, erhielt doppelten Sold. Grundsätzlich hatten die Kriegsherren für infanteristische Söldner weniger zu zahlen, als für einen ritterlichen Reiter.

ten Motive waren, sie können nicht darüber hinwegtäuschen, dass es für die meisten Söldner einen bei weitem profaneren Grund gab, sich anmustern zu lassen. Bereits bei den Schweizer Söldnern des 14./15. Jahrhunderts begannen diese Motive erst zu funkeln angesichts der armseligen und perspektivlosen Verhältnisse der Talschaften, in denen sie ansonsten gezwungen waren zu leben. Die wenigen Detailuntersuchungen, die für einige Gebiete der Eidgenossenschaft vorliegen, zeigen an, dass nach strukturellen Veränderungen der Landwirtschaft, so wurde in einigen Regionen der Ackerbau durch die weniger arbeitsintensive Großviehhaltung verdrängt, ein großer Teil der Bevölkerung in Existenznot geriet (Baumann 1994: 69).

Wenn es im 16. Jahrhundert möglich war, binnen kürzester Zeit Tausende anzuwerben, so lag dies ebenfalls weniger an überschäumender Abenteuerlust, als vielmehr an der Zahl von Menschen in Stadt und Land, die keine Aussichten hatten, durch weniger gefährliche, sprich nicht-kriegerische Tätigkeit, ihr Leben zu unterhalten. Ihre Zahl erhöhte sich im 16. Jahrhundert, weil trotz Seuchen und verheerenden Kriegen die europäische Bevölkerung mit Beginn des 16. Jahrhunderts bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts stark anwuchs (siehe hierzu Wehler 1987: 69). Dies führte zu einer Verschärfung der sozialen Probleme in den Städten und auf dem Land. Ein Hinweis hierauf ist, »dass die Kaufkraft der Löhne in großen deutschen Städten zwischen 1500 und 1700 um beinahe 50 Prozent zurückging.« (Jütte 2000: 38) Für die europäischen Städte gilt die Schätzung, dass zwischen 5 und 10 Prozent der Bevölkerung – je nach lokalen und temporären Gegebenheiten – nicht in der Lage war, sich selber zu ernähren und deshalb auf Hilfe angewiesen blieb. Ihre Zahl stieg ab dem späten 15. Jahrhundert (ebd.: 191). Die wenigen Schätzungen, die für ländliche Gebiete vorliegen, »lassen darauf schließen, dass ihre Zahl nicht unter 5 Prozent der Haushaltsvorstände lag.« (ebd.: 68) Die bessere Quellenlage für die Städte erlaubt Jütte auch die Feststellung, dass mehr oder weniger zwei Drittel ihrer Bevölkerung »über nichts als ihre Arbeit verfügten und die man daher oft als die erwerbstätigen Armen bezeichnete.« (Ebd.: 65) Seuchen, Missernten und Kriege trieben lokal die Preise für Lebensmittel rasant in die Höhe und erhöhten die Zahl derjenigen, die sich nicht von ihrer Arbeit ernähren konnten.¹⁵ Es war die grassierende Armut, die das Reservoir für die Aufstellung der immer größer werdenden Söldnerheere schuf. Und gerade in Kriegsgebieten war die Bereitschaft zum Kriegsdienst besonders hoch.

15 Das Risiko zu verarmen hing obendrein eng mit dem Lebenszyklus der Familie zusammen. Kinder, Auseinanderbrechen der Familie durch Tod oder Trennung der Eltern, sowie das Alter waren die entscheidenden Risikofaktoren. Ohne die Möglichkeit, Rücklagen zu bilden, bedeutete jede Einschränkung der Verdienstmöglichkeiten einen Schritt in Richtung Hunger (siehe Jütte 2000: 48f.).

Vor dem Hintergrund dieser sozialen Entwicklung verloren die Artikelbriefe im Laufe des 16. Jahrhunderts schrittweise die Eigenschaft, ein Vertrag zu sein, der zwei Seiten, Söldner wie anwerbende Kriegsherren, gegenseitig zu Leistungen verpflichtete.¹⁶ Sukzessive wurde der Pflichtenkanon in den Artikelbriefen erweitert und damit die Lebensweise der Söldner einer stärkeren Reglementierung unterworfen sowie ihre Rechte beschnitten. Vor dem Dreißigjährigen Krieg wurde ein immer größer werdender Teil der Soldzahlungen in Lebensmittelrationen umgewandelt. Diese Veränderungen stehen im Kontext einer Disziplinierung, der es nicht in erster Linie um die Rationalisierung der Gewaltausübung ging. Vielmehr ging es um eine Disziplinierung der Söldner. Das gewachsene und weiter anwachsende Reservoir von Anwerbewilligen bot den Kriegsherren die Möglichkeit, auf selbstbewusst auftretende Landsknechte, die für den Erhalt ihrer verbrieften Rechte eintraten, zu verzichten. Der Erfolg dieser Disziplinierung drückte sich beispielsweise im sukzessiven Verschwinden der Übernamen, wie Wagehals, Unkraut und Falkenschnabel aus. »Diese trotzig und ruhmredigen, letztlich der Arbeitsplatzsicherung dienenden Selbstwürdigungen der Landsknechtszeit wurden von denen, die Soldaten ins Feld führten, nicht mehr akzeptiert.« (Burschel 1993: 319) Von den Schreibern wurden nur noch die disziplinierten Vor- und Nachnamen notiert. Und so verschwanden in den Musterrollen des 17. Jahrhunderts die Übernamen. Auf selbstbewusst auftretende Söldner zu verzichten, war für die Kriegsherren opportun, weil in Krisensituationen die Gefahr bestand, – zu denken ist hierbei an ausbleibende Soldzahlungen, was bei langen Kriegszügen recht häufig vorkam – dass sie Meutereien förderten. Meutereien wiederum waren bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts das Mittel, mit dem die Söldner versuchten, ihren »verbrieften« Rechten Geltung zu verschaffen. Ständig waren die Kriegsherren mit der Drohung konfrontiert, dass die Söldner ihre Kommandos solange nicht befolgen, bis der ausstehende Sold gezahlt oder ein anderes Recht wieder in Kraft gesetzt wurde (siehe Parker 1990: 84). In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ließen neben den Disziplinierungsanstrengungen der Kriegsherren »unterschiedliche Rekrutierungsmethoden, die hohen Verlustraten und eine beträchtliche Mobilität innerhalb der Mannschaften« (ebd.) die Zahl der Meutereien sinken. Die Maßnahmen der Kriegsherren wie die verlustreich geführten Kämpfe, führten zur Auflösung des Zusammengehörigkeitsgefühls unter den Angeworbenen. Interessiert an einer Entrechtung der Söldner waren die Kriegsunternehmer als auch ihre Auftraggeber. Denn eine Zunahme der direkten Herrschaft über die Söldner erhöhte ihre instrumentelle Einsetzbarkeit gerade in schwierigen Situationen.

16 Delbrück spricht in diesem Zusammenhang sogar davon, dass »das demokratische Element ausgeschaltet und durch die einseitige disziplinäre Gewalt des Kriegsherren ersetzt« wurde (Bd. 4, 1920: 76).

Auf die Aufhebung der eigenen Gerichtsbarkeit in Gestalt von Kameraderengerichten um die Wende zum 17. Jahrhundert und ihre Ersetzung durch von den Kriegsherren eingesetzte Gerichte (Burschel 1993: 129f.) folgte der Verlust des Rechtes auf eine Mindestdienstdauer, an dessen Stelle unbefristete Dienstverhältnisse traten (ebd.: 135). Eine weitere gravierende Veränderung betraf den zunehmenden Einfluss, den die Kriegsherren auf den Tross gewannen. Zwar mangelte es schon früher nicht an Versuchen der militärischen Führung, die Größe des Trosses zu begrenzen, weil mit der Größe die Beweglichkeit ab- und die Versorgungsprobleme aus dem Land zunahmen, doch scheiterten sie an dem Umstand, dass sie nicht in der Lage waren, die Söldner zu versorgen. Erst als sie anfangen, anstelle von Sold Lebensmittel zu verteilen, was voraussetzte, dass die Kriegsherren zumindest in Teilen die Versorgung der Truppen organisierten, erhöhten sich ihre Chancen, in die Gestalt des Trosses wirksam einzugreifen.¹⁷ Die Eingriffe betrafen besonders die im Tross lebenden Frauen und Kinder, da der Tross sich nicht länger der obrigkeitlichen Kontrolle der Sitten entziehen sollte.

Um die Bedeutung des Trosses für die Söldner zu erfassen, muss etwas weiter ausgeholt werden. In den Solddienst zu treten bedeutete für die Angeworbenen, dass ihr Alltag vom Kriegsgeschehen geprägt wurde. Solange noch eher kurzzeitige Anwerbungen überwogen, war zwar eine dauerhafte Bindung an einen bestimmten Verband unwahrscheinlich, doch für den Zeitraum ihrer Aufstellung formierten sich die Verbände zu eigenständigen sozialen Gebilden, die gegenüber der sie umgebenden Sozialität ein relatives Eigenleben führten. Sie bildeten quasi eine Nebengesellschaft aus (Bei der Wieden 1996: 97). Ihre Beziehung zum Krieg unterschied diese Nebengesellschaft von der Hauptgesellschaft. Neben den bewaffneten Männern gehörten zu der Nebengesellschaft eine schwankende Zahl Unbewaffneter und eine große Zahl Frauen sowie Kinder. Der Tross war für die Versorgung der Truppe und die Bereitstellung von Materialien für den Kampf, von Rüstung über Munition, unverzichtbar. Deshalb musste auf dem Marsch im Tross im Wesentlichen alles mitgeführt werden, was nicht aus der Umgebung erbeutet werden konnte. Zugleich war der Tross der erste Umschlagsplatz für das Plünderungsgut. Das Plündern durch die Söldner bildete die Grundlage für die reguläre Versorgung der Truppe und gehörte zu den Mitteln der Kriegführung, mit denen die Kriegsherren die wirtschaftlichen Grundlagen des Gegners schwächen wollten. Der Tross

17 Temporär gelang es bereits den Kriegsherren im 17. Jahrhundert die Truppen mit Schießpulver und mit Nahrungsmitteln zu versorgen, vor allem wenn die Versorgung über die Flüsse sichergestellt werden konnte. Dass die Truppen Cromwells nach 1650 Irland und Schottland erobern konnten, führt Parker neben der für die Zeit ungewöhnlichen logistischen Leistung auf die Bereitstellung von Biskuits und Cheshire-Käse zurück, die sehr lange von den einzelnen Soldaten mit sich geführt werden konnten, ohne dass sie verdarben (Parker 1990: 102)

bildete quasi eine bewegliche Stadt, deren Größe eng von dem Heereszug abhing. Er gehörte nur in Teilen zum militärischen Verband. Da die Söldner sich weitgehend selber um ihre Versorgung mit Lebensmitteln kümmern mussten, bestand er zum einen aus Marketenden, die auf eigene Rechnung arbeiteten. Zum anderen aus einer Vielzahl von Personen, die Schenken und »Dienstleistungsbetriebe« unterhielten und die beispielsweise Wagen bereitstellten und reparierten. Hinzu kamen noch sehr viele Frauen, die mit den Söldnern sehr heterogen strukturierte (Zweck-)Gemeinschaften bildeten. Überhaupt waren es häufig Frauen, die für die Versorgung, das Essenkochen, Wäschewaschen und die Pflege von Verwundeten zuständig waren, die aber auch »ihre Männer auf den Raubzügen tatkräftig unterstützten.« (Rogg 2002: 130) Während noch in den ersten Söldnerverbänden der Schweizer von den Bewaffneten selber gekocht wurde (ebd.: 85), betrieben später überwiegend Frauen Garküchen oder kochten für bestimmte Gruppen.

»Darüber hinaus fanden sich Paare, die ihr Leben im Lager und auf dem Marsch miteinander zu meistern versuchten. Das Spektrum der Beziehungen reichte von durch Heirat legalisierte Verbindungen über »wilde Ehen« bis zu Partnerschaften auf Zeit. Vor allem für die sozial randständigen Beziehungen war die Militärgesellschaft oft das einzige Auffangbecken. Manche Lebensgemeinschaft, die außerhalb der obrigkeitlichen Normierung und Moralvorstellungen stand, konnte im rechtseigenen Raum frühneuzeitlicher Heere noch am ehesten auf soziale Akzeptanz hoffen.« (Rogg 1998: 58)

Für die Ausgrenzung von Frauen und Kinder aus dem Tross sprachen aus Sicht der Kriegsherren neben militärtaktischen auch moralische Überlegungen. Gesittet lebende Soldaten, so die Hoffnung, seien auch diszipliniertere Soldaten. Und Soldaten, die keine Lebenspartner hatten, musste man entschieden weniger Sold zahlen. Ein »Kriegsherr, der seinen Söldnern Brot gibt, Kleidung und Unterkunft statt Sold, der engt ihre Freiheitsräume ein, der bindest sie umso fester an sich, der bestimmte ganz entscheidend ihre soziale Zukunft.« (Burschel 1993: 206) Heirat, wie andere soziale Bindungen und Kontakte waren unerwünscht. »Zugespitzt formuliert: [...] die Kriegsherren [...] ließen erkennen, dass ihnen an einer sozialen Zukunft der Soldaten nicht gelegen war – ja, dass sie Soldaten wollten, die als Soldaten starben.« (Ebd.: 320) Zuerst sollten die Kinder und dann die Frauen als Teil der soldatischen Lebensgemeinschaft vom Tross ausgeschlossen werden.

Von der im 16. Jahrhundert einsetzenden Disziplinierung noch lange unberührt blieb das Phänomen der gartenden Söldner. Es trat immer dann auf, wenn Truppen abgedankt, das heißt außer Dienst gestellt, wurden. Die Söldner mussten sich dann entscheiden, ob sie einer friedlichen Tätigkeit nachgehen wollten, versuchen sollten, erneut irgendwo anzumustern, oder ob sie sich selbstständig, mittels Gewalt, Plünderung und Erpressung durch

das Land schlagen sollten. Vor allem für die zuletzt genannten Möglichkeiten galt, dass sie sich entscheiden mussten, ob sie sich allein, mit ihrer Partnerin oder in einem Trupp auf den Weg machten. In Deutschland des 16. Jahrhunderts waren gartende Söldner eine normale Erscheinung (Burschel 1993: 279).

»Garten« war die zeitgenössische Bezeichnung für das Vagabundendasein, für Bettel und Kleinkriminalität arbeitsloser Landsknechte. Wer im 16. Jahrhundert von gartenden Landsknechten sprach, der meinte Söldner, die auf Hühner- und Gänsejagd gingen, die wilderten und Holz stahlen, die fischten, wo es nicht erlaubt war, und sich als ungebetene Gäste auf Bauernhochzeiten einfanden, die aber auch mit Rache drohten, mit nächtlichem Feuerlegen vor allem, wenn Viaticum und Unterkunft verweigert wurden, ja die immer wieder auch waffenklirrend einforderten, wonach sie verlangten.« (Ebd.: 277f.)

Es war insbesondere die Landbevölkerung, die mit solcherart herumziehenden Söldnern konfrontiert war. Die mit List und Gewalt ihren Unterhalt schöpfenden Söldner gefährdeten die Pazifizierung der Territorien und stellten »das vielleicht vordringlichste Problem der werdenden Staaten dar.« (Bei der Wieden 1996: 102) Bis in die 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts gelang es den Staaten trotz zahlreicher territorialer Mandate nicht, das »Garten« zu unterbinden, weil die einzelnen Kriegsherren einerseits ein Interesse an einem schnellen Aufwuchs ihrer Truppen hatten und deshalb an der Präsenz vagabundierender Kriegsknechte interessiert waren und sie andererseits sich nach dem Kriegszug ihrer Truppen wieder schnell entledigen wollten, um ihren Haushalt zu entlasten. Um den eigenen Schaden durch gartende Söldner zu begrenzen und ihn möglichst den Nachbarn zuzufügen, ließen sie ihre Truppen am liebsten weit weg vom eigenen Herrschaftsgebiet abdanken. Lediglich wenn die Kriegsherren beständig Truppen unter Waffen hielten, waren gartende Söldner zu vermeiden, doch dazu fehlte bis ins 17. Jahrhundert die finanzielle Grundlage.

Vor dem Hintergrund der zunehmenden Disziplinierung der Truppe und der Rationalisierung ihrer Gewalt im Rahmen des Gefechtes erscheint das Plündern in ansteigendem Maß als Sinnbild für die Folgen undisziplinierten Handelns der Angeworbenen. Da zugleich die Disziplinierung im 16. Jahrhundert mit der Entrechtung der Angeworbenen einher ging, galt quasi das Plündern als das Moment ihres Handelns, in dem sich am längsten und beständigsten ihre Subjektivität, ohne regulierenden Beschränkungen zu unterliegen, entfaltete. Diese Subjektivität steht zugleich immer in einem tendenziell als gefährlich und irrational wirkenden Bedeutungskontext. Gefährlich, nicht nur weil es sich um eine widerrechtliche, gewaltsame Aneignung von Gütern handelt, sondern auch, weil die Situation, in der sich diese gewaltsame Aneignung vollzieht, mit großen Unwägbarkeiten für alle Beteiligten verbunden ist. Es handelt sich um eine hochgradig von Gewalt gekennzeichnete offene Situation, in der der Plünderer kaum

sicher sein kann, auf welchen Widerstand er stößt und in der für den Ausgeplünderten kaum abzuschätzen ist, wie weit der Plünderer geht: Raubt er sein Opfer aus und schont er dabei die Lebensgrundlagen des bzw. der Betroffenen, verletzt oder tötet er sogar noch seine Opfer. Irrational, weil im Zuge des Plünderns nicht nur ein Werttransfer stattfindet, die Werte also gar nicht angeeignet, sondern im Zuge der gewaltsamen Aneignung zum Teil schlicht vernichtet werden, sondern auch, weil die Plünderung für den Täter wie für das Opfer ein Ereignis ist, dessen Verlauf von ihren Emotionen entscheidend mitgeprägt wird und in dem wohl kalkuliertes Abwägen von Mittel und Zweck nachrangig die Dynamik des Geschehens prägen.

Parallel zu der Entrechtung der Söldner bemühten sich die Auftraggeber darum, die Kriegsunternehmer enger an sich zu binden. Sie versuchten damit, die Gefahr zu verringern, dass diese den Dienst verweigern oder sie gar von ihnen überwältigt werden. Bannen konnten sie diese Gefahren nicht. Die Gefahr, dass sich die Söldnerführer die politische Macht in einem Gemeinwesen aneigneten, sollte vor allem aufgrund der Konkurrenzsituation zwischen den europäischen Herrschaften abnehmen. Sie zwang die Territorialherren, Truppen in einem Umfang anzuwerben, wie sie keine einzelne ›Privatperson‹ aus den eigenen Mitteln aufstellen konnte. Kriegführen wurde deshalb immer kostspieliger, verlangte die Verfügung über beständige Einnahmen und Bonität gegenüber potentiellen Kreditgebern. All dies fehlte den jetzt ›privaten‹ Kriegsunternehmern, die es zuletzt im Italien des 14. und 15. Jahrhunderts wiederholt vermochten, gewaltsam ihre Auftraggeber von der Macht zu entfernen. Bereits damals brachte ein solches Vorhaben jedes Mal schwere Erschütterungen des politischen Gefüges beispielsweise einer Stadt mit sich, die die neuen politischen Herren wiederum angreifbar machten. In den sich herausbildenden Territorialstaaten des 16. Jahrhundert hätte sich zwar weiterhin ein kommandierender Truppenbefehlshaber an die Stelle eines fürstlichen Souveräns putschen können, doch waren seine Aussichten äußerst gering, sich dauerhaft in dieser Position zu halten. Im europäischen Staatenbildungsprozess hatte nur die Herrschaft Bestand, die es verstand, ohne beständigen Rekurs auf zusammengewürfelte bewaffnete Verbände Macht innerhalb eines Territoriums auszuüben, wenn es ihr jenseits einer räuberischer Praxis gelang, sich monetäre Einnahmen sichern, also ihre Untertanen kontinuierlich zu besteuern. Dies setzte eine als legitim anerkannte Herrschaftsposition und eine funktionierende Finanzverwaltung voraus, das heißt neben der militärischen Macht auch politische und ideologische Machtquellen (siehe Mann 1990: 46f.). Die politische Enthaltsamkeit der militärischen Vorgesetzten der Söldner wurde auch durch die gewachsenen technischen und administrativen Ansprüche gefördert, die zunehmend an sie gestellt wurden. Es bildete sich ein Offizierskorps aus, Fachleute militärischer Gewaltausübung, die überwiegend aus dem Adel stammten. Die im Dienst eines Territorialfürsten stehenden Offiziere einte

jedoch jenseits ihrer sozialen Herkunft wenig, denn sie stammten meist aus verschiedenen Ländern. Dies minderte zusätzlich die Gefahr, dass das Offizierskorps gefährliche politische Ambitionen für den Souverän entwickelte. Erst mit der Nationalisierung der Armeen im 19. Jahrhundert stieg die Gefahr, die vom Offizierskorps für die politische Elite ausging, wieder an.¹⁸

Aber selbst für die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618-1648) kann noch lange nicht von einer Verstaatlichung des Militärs gesprochen werden. Besser wird die Beziehung durch den Ausdruck Verherrschaftlichung bezeichnet. »Auch die späteren königlichen Heere waren eigentlich nur über die Person des Herrschers, der die Werbung und Offiziersernennung monopolisierte und gleichsam Eigentümer und sein eigener Kriegsunternehmer war, nur locker an Land und Staat angebunden. Nicht die funktionale Staatsnotwendigkeit, sondern die Herrschernähe begründete auch die aufgewertete Stellung der Offiziere und Ingenieure, die in frühneuzeitlichen Standesbüchern ganz dicht an den Regenten herangerückt wurden, der die Spitze der Ständeordnung verkörperte.« (Burkhardt 1992: 223)

Der Wandel vom Söldner zum Soldat vollzog sich als ein langsamer Prozess mit fließenden Übergängen. Ein solcher Übergang ist in der Ausrüstung der Söldner zu beobachten. Ursprünglich hatten sie bei ihrer Anmusterung ihre Waffen, Ausrüstungsgegenstände und Bekleidung selber zu stellen. Aber schon für die Mitte des 16. Jahrhunderts bezeugen Dokumente, dass Kriegsherren den Neugeworbenen z.B. Spieße aushändigten, die erst gegen Soldabzug in ihren Besitz übergingen. Sinnvoll für die Kriegsherren waren diese Bereitstellungen, um auch solche Männer rekrutieren zu können, die aufgrund ihrer Armut weder mit einer Waffe noch einem Harnisch zum Musterplatz erscheinen, dafür aber auch gegen geringere Soldzahlungen zu Kriegsdiensten geworben werden konnten (siehe Burschel 1993: 67). Es blieb nicht bei einzelnen Ausrüstungsteilen: Soweit sie sich das leisten konnten, gingen die Kriegsherren langsam dazu über, für die Truppen die komplette Ausrüstung zu kaufen.¹⁹ Im Laufe des 17. Jahrhunderts sollte sich aus dieser Form der Überlassung von Ausrüstungsteilen ein bis heute gültiges Merkmal des Soldaten entwickeln: Dem Soldat werden lediglich seine Waffe, seine gesamte militärische Ausrüstung und die Uniform überlassen. Sie gehören ihm aber nicht.

Prinzipiell konnte sich damit jeder Mann gegen Sold zum Kriegsdienst verpflichten. Ein Söldner bzw. später ein Soldat musste nicht wie der Rit-

18 Mehr zur Wechselbeziehung zwischen ziviler Führung und dem Militär siehe Heins/Warburg: 50f.

19 Dabei blieb manche Schuld offen, »wenn Tod oder Gefangenschaft den Zahlungsverpflichtungen ein Ende setzten oder wenn sich ihnen der eine oder andere Kriegsknecht durch Desertion zu entziehen wusste.« (Burschel 1993: 67)

ter einer besonderen sozialen Klasse angehören und über die finanziellen Mittel verfügen, um sich eine Ausrüstung zu beschaffen. Über ungewöhnliche körperliche Eigenschaften mussten die Geworbenen ebenfalls nicht verfügen. Sie mussten sehen, hören und laufen können. Sie mussten über zwei Hände zum Greifen, Halten und Bewegen verfügen. Es hing aber letztlich vom Bedarf und vom Angebot ab, wie wählerisch die Kriegsherren bei der Rekrutierung waren. Deshalb konnte zwischen den Tauglichkeitskriterien, die in den Musterungsordnungen und den Werbepatenten festgelegt waren, und den Eigenschaften sowie Fähigkeiten der tatsächlich Angeworbenen eine erhebliche Kluft bestehen. Für das 17. und 18. Jahrhundert, als gerade in Kriegszeiten der Bedarf bei weitem die Zahl der sich freiwillig Meldenden überwog, bildeten deshalb Krankheit, Invalidität und Alter kein grundsätzliches Ausschlusskriterium (Burschel 1993: 116).

Der Wandel vom Söldner zum Soldaten macht sich auch an der Bekleidung kenntlich. Bis ins 17. Jahrhundert trugen die Söldner im allgemeinen ihre eigene Kleidung, die bei den Landsknechten durch bunte, aufwendige Gestaltung (geschlitzte und gebauschte Stoffe) auffiel und als Ausdruck von Selbstbewusstsein und damit Infragestellung der herrschenden ständischen Ordnung wiederholt heftig von »zivilen Autoritäten« (Bei der Wieden 1996: 95) kritisiert wurde. Die Kleidung der Landsknechte wies zwar schon früh eine Tendenz zur Vereinheitlichung auf, allerdings unter den Vorzeichen eines identitätsstiftenden »Integrationsfermentes« der jeweiligen Kriegergesellschaft und dem Bemühen, Verwechslung im Nahkampf zu vermeiden (siehe hierzu Rogg 1996: 121f.). Mit dem Dreißigjährigen Krieg verschwand die Montur der Landsknechte und die Kriegsherren bemühten sich, selber die Kleidung zu stellen, die bei weitem nicht nur funktionaler sein sollte, sondern auch wesentlich schlichter ausfiel. Sie war zwar nicht bar jeglicher identitätsstiftenden Funktion, doch war sie nun zum »Rock des Königs« geworden.

Der Wandel vom Söldner zum Soldaten ist auch an der Wahrnehmung durch die sie umgebende Gesellschaft abzulesen. Burschel fand in den Schwanksammlungen im 16. Jahrhundert den Landsknecht zumeist als gewitzt, trickreich und weltgewandt beschrieben, der als eine Faszinationsfigur auftritt. In den Schwankbüchern des 17. und 18. Jahrhundert wird der Soldat im Mannschaftsrang fast immer als Tölpel dargestellt, der nicht in der Lage ist, die Wache zu verstehen oder die Parole und das Kriegsgeschehen zu verstehen. Burschel sieht in den Schwänken keine Schweißjaden, also bewusste Widerstandshandlungen der Soldaten. Sie seien ein Anzeichen für einen veränderten Bezug der Soldaten zu dem, was von ihnen verlangt wurde. Die Soldaten seien im Gegensatz zu den Landsknechten nicht mehr in der Lage gewesen, ihr eigenes Tun zu begreifen und hätten sich deshalb närrisch aufgeführt (Burschel 1993: 39f.). Das bedeute, dass sie mit den fremdbestimmten Ansprüchen und Erwartungen ihrer Vorgesetzten häufig nichts anzufangen wussten.

4.3. Der Soldat in den ›stehengebliebenen Heeren‹

Abgeschlossen wurde der Prozess der Umformung vom Söldner zum Soldaten in den ›stehengebliebenen Heeren‹ (Burkhardt) nach dem Dreißigjährigen Krieg. Söldner waren die Soldaten weiterhin, doch traten sie einer ungleich stabileren Organisation bei, die auf Dauer ausgerichtet war, deren hierarchische Struktur sich differenzierte und in der die Entrechtung der Söldner abgeschlossen war. Kombiniert mit dem Drill der oranischen Heeresreform²⁰ entstand eine disziplinierte Truppe, deren Hauptmacht zu Fuß kämpfende Soldaten bildeten. Bei den Infanteristen fällt der Verbund einer gesteigerten militärischen Effizienz mit gesteigerter Kontrolle und Disziplinierung des einzelnen Soldaten besonders ins Auge. Nicht seine individuelle Kampfkraft war gefragt, sondern ihre Integration in einen ›taktischen Körper‹ (Delbrück). Das bedeutete, dass, auf dem Schlachtfeld angekommen, die Soldaten einer Einheit wie eine aus vielen Körpern zusammengesetzte Maschine handeln sollten. Um dieses Ziel zu erreichen, wurden die Soldaten einem zeitintensiven Drill unterworfen. Er zielte darauf ab, bei den Soldaten eine konditionierte Routine von Bewegungsabläufen auszubilden, einen Automatismus, der ihre emotionale Beteiligung, an dem, was um sie herum geschah, soweit unterdrückte, dass sie weder vorzeitig ihre Waffen auf den Gegner abfeuerten, noch aus Angst um das eigene Leben aus der Todeszone flohen. Im Zuge des Drills wurde der gesamte Körper eines Soldaten reglementiert. Als entscheidendes Mittel des Exerzierens galt die andauernde Wiederholung der immer gleichen Bewegungen, die in kleine Abschnitte unterteilt wurden und die auf das entsprechende Kommando hin, quasi reflexartig vollzogen werden sollten (siehe hierzu Kleinschmidt 1989: 203f.). Ein weiteres Ziel war die Synchronizität der Bewegungen aller Soldaten einer Einheit. Auf ein Kommando hin hatten also alle Soldaten im gleichen Moment die gleiche Handlung auszuführen. Die in den Reglements vorgesehenen Übungen auf den Exerzierplätzen würden heutige Beobachter »an Taylorismus mehr als ein Jahrhundert vor Taylor« (Bröckling 1997: 71) erinnern. Wichtig waren die gedrillten Bewegungen sowohl für die Vorbereitung des Gefechts, wie für das Gefecht selber.

20 Die oranische Heeresreform war Teil einer allgemeinen Neurezeption antiker und das hieß vor allem römischer Kriegsschriften. Sie griffen bewusst auf die hier ausgebreiteten Vorstellungen zurück und passten sie zugleich den zeitgenössischen Gegebenheiten, wie sie z.B. durch den Einsatz von Handfeuerwaffen gegeben waren, an. Siehe hierzu ausführlich Papke (1979: 122f.) und Bröckling (1997: 32f.).

Das Maschinenmodell, auf das insbesondere die rangniedrigen Infanteriesoldaten und ihre unmittelbaren Vorgesetzten im Rahmen der Linear-taktik des 18. Jahrhunderts verpflichtet wurden, stellt den umfassendsten Versuch dar, der Subjektivität der allermeisten Akteure auf dem Schlachtfeld möglichst wenig Raum zu gewähren. Dem Modell nach sollten die Soldaten keinen aktiv gestalterischen Einfluss auf das Kampfgeschehen nehmen. Ihre Körper wurden quasi wie Maschinenteile betrachtet, und ihre Handlungen wurden an der Beständigkeit beurteilt, mit der sie die angeordneten Bewegungsabläufe ausführten. Als die Disziplin störende und damit die Absichten des Feldherren durchkreuzende Handlungen galten neben der Verweigerung der Befehlsausführung oder gar der Flucht vor dem Gegner deshalb auch Handlungen wie das gezielte Schießen auf den Gegner und das Ausbrechen aus der Linie, um ihn zu attackieren. Ein individuelles Engagement der Soldaten wurde von ihnen weder verlangt noch galt es als opportun. Das Maschinenmodell setzte auf eine Exklusion soldatischer Subjektivität.

Eine möglichst perfekte Ausführung der Bewegungen wurde ab der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts entscheidend, als sich die Infanterieformationen in Linien aufstellten, damit möglichst die gesamte Feuerkraft der Verbände auf dem Schlachtfeld zum Einsatz kam. Die kleinste taktische Einheit der Infanterie war das Bataillon, das je nach Armee zwischen 300 und 1000 Soldaten umfasste. Bei der Kavallerie war die taktische Grundeinheit die Schwadron, die 100 bis 150 Reiter stark war. Diese Verbände wurden nebeneinander formiert und bildeten lange Linien, nach dem dieses Einsatzkonzept benannt wurde: Lineartaktik. Die einzelnen Verbände formierten sich meist in zwei bis drei, parallel zum Gegner angeordneten Reihen, die in der zeitgenössischen Sprache als Glieder bezeichnet wurden.²¹ Zusammen bildeten diese Reihen ein so genanntes Treffen, denen im Abstand von ungefähr 200 bis 300 Metern mindestens ein weiteres Treffen folgen sollte. In der Mitte der Schlachtformation sollte sich die Infanterie befinden und die Kavallerie hatte an den beiden Seiten, den Flügeln, ihre Stellung zu beziehen.

Für die Anordnung der Verbände auf dem Schlachtfeld zu hintereinander gestaffelten Linien bzw. Treffen kam es bei der Annäherung an die gegnerischen Reihen darauf an, dass die Linien nicht in Unordnung gerieten, vor allem dass keine Lücken in den Reihen entstanden. Wem es am schnellsten gelang, die Verbände in Linien aufmarschieren zu lassen und wessen Soldaten die Waffen am häufigsten abfeuern konnten, hatte einen enormen Vorteil auf dem Schlachtfeld. Damit die Soldaten an ›ihrem‹ Platz standen und diesen auch nicht ›verließen‹, wenn sie sich auf die Gegner zu bewegten, mussten die Bewegungsabläufe vorab festgelegt und

21 Soldaten, die nebeneinander standen, gehörten einem Glied bzw. eine Rang an. Als Reihe oder Rotte wurden diejenigen Soldaten bezeichnet, die hintereinander formiert waren.

geübt werden. Die Lineartaktik wurde von den Kriegsparteien am erfolgreichsten angewendet, die ihre Soldaten lange und häufig vor ihrem ersten Einsatz drillten. Ihre Anwendung setzte sowohl die strikte Kontrolle der Offiziere über die Mannschaften voraus, wie sie sie zugleich auch erst ermöglichte, weil durch die vorgegebene Strukturierung jede Zuwiderhandlung auffiel. Die strikten Vorgaben führten zugleich dazu, dass die Formationen auf eine gewisse Zahl von Bewegungen festgelegt werden mussten, damit sie nicht in Unordnung gerieten. Obendrein wurde im Laufe des Jahrhunderts der Abstand zwischen den Soldaten, die nebeneinander standen bzw. marschierten, verringert, um die Feuerkraft auf einer bestimmten Fläche zu erhöhen. Beim Durchschreiten eines unübersichtlichen und schwerbegehbaren Geländes zeigte sich eine Schwäche dieser Inflexibilität der Lineartaktik, weil sie hier, wenn überhaupt, nur dann anwendbar war, wenn sich die Formationen außerordentlich langsam bewegten und zugelassen wurde, dass Lücken in den Reihen entstanden. Beim Vorgehen gegen in Linien formierte Gegner bildeten solche Unterbrechungen der Formationen ein schwerwiegendes Handikap, zumal sie die Koordination der Verbände außerordentlich erschwerten.

Als entscheidend für den Verlauf des Gefechtes galt, ob es gelang, auch die unverletzten gegnerischen Soldaten durch den schockartigen Lärm des Salvenfeuers der Gewehre und durch den Anblick der zahlreichen Verletzten und Getöteten derart zu erschüttern, dass sie die Formation verließen (vgl. Delbrück Bd. 4, 1920: 346). Um diese auf die Psyche der Überlebenden zielende Wirkung zu erreichen, mussten sich die Truppen in recht geringer Entfernung zueinander aufstellen, da die Durchschlagskraft der Geschosse des Infanteriegewehrs der Lineartruppen mit zunehmender Distanz sehr schnell abnahm und die gegnerischen Soldaten von ihnen nicht verletzt bzw. getötet wurden. Für das 17. Jahrhundert wird davon ausgegangen, dass die wirksame Schussweite bei 300 Schritten lag. »Das Feuer wurde jedoch erst ab 120 Meter (150 Schritt) eröffnet.« (Regling 1979: 28) Im 18. Jahrhundert erhöhte sich zwar die Schussweite, doch lag die gerade noch wirksame Schussentfernung bei höchstens 400 Schritt (ebd.: 30).²² Im Zuge eines Angriffs wurde das Salvenfeuer mit der Drohung kombiniert, gegen die Kontrahenten mit dem Bajonett vorzugehen. »Zum wirklichen Bajonettkampf kam es jedoch fast nie; in dem Augenblick, wo der angreifende Teil wirklich herankam, gab der Verteidiger den

22 Die Entfernungsangabe in Schritt ist nicht eindeutig festgelegt und wird selten in heute gängige Längenmaße umgerechnet. Wenn man die Umrechnung von Regling heranzieht, dann sind 400 Schritt circa 320 Meter. Folgt man dagegen dem Hinweis von Storz (2003: 210), dass man in Deutschland unter einem Schritt den zehntausendsten Teil einer deutschen Meile verstand, 0,75 Meter, dann sind es 300 Meter. Weitere Informationen zur Wirkungslosigkeit des Salvenfeuers und den schlechten Schussleistungen, die mit der Standardwaffe der Linientruppen, der Steinschlossflinte, zu erzielen waren, sind bei Luh zu finden (2004: 135f.).

Widerstand schon auf.« (Delbrück Bd. 4, 1920: 347) Wenn sich die Soldaten in einem geschlossenen Verband bedrohlich den Angegriffenen näherten, flohen diese meistens, wenn nicht, kam es zum Nahkampf, in dem das Gewehr durch das aufgesetzte Bajonett als Stichwaffe eingesetzt wurde. Auch zur Abwehr von Kavallerieattacken wurde neben dem Salvenfeuer das Bajonett eingesetzt.

Individuelles Engagement und Einsatz waren in der gedrillten Truppe unerwünscht, ja wurden als Fehler interpretiert. Ausharren, Standhalten und Fügung in das Geschick des sicheren Todes galten als ihre paradigmatischen Tugenden (vgl. Kleemeier 2002: 261f.). Die Soldaten hatten sich als Teil eines Truppenkörpers zu engagieren, und nur auf dieses Engagement als integrierter Bestandteil eines Verbandes kam es in der Schlacht an. Individuelles Engagement wurde dagegen von ihnen nicht nur nicht gefordert, es sollte sogar unterbunden werden. So waren die Soldaten in den Linientruppen mit einem Gewehr ausgestattet, mit dem man kaum zielen konnte, und deshalb wurde der gezielte Schuss auch nicht geübt, sondern nur das Salvenfeuer. Das individuelle Abfeuern des Gewehrs auf gegnerische Soldaten konnte den psychischen Eindruck, den das Salvenfeuer hervorrufen sollte, verringern und sollte obendrein auch unterbinden werden, damit die Soldaten nicht die Wirkungslosigkeit einzelner Schüsse beobachten konnten (Luh 2004: 136). Allenfalls wurde in der Ausbildung darauf geachtet, dass die Soldaten die Entfernung zum Gegner richtig einschätzten, damit die Salven nicht in den Boden bzw. über die Köpfe der Gegner geschossen wurden (Sikora 1996: 170).²³

Die beschriebene Taktik entsprach, so Delbrück, der Zusammensetzung der Armee: »Der gemeine Mann hat nichts zu tun, als zu gehorchen; im Gleichtritt wird er vorgeführt, rechts ein Offizier, links ein Offizier, hinter der schließende; auf Kommando werden die Salven abgegeben, und schließlich in die Stellung des Feindes eingebrochen, wo ein eigentlicher Kampf nicht mehr erwartet wird. Bei solcher Taktik kam es auf den guten Willen des Mannes, wenn er nur in der Hand des Offiziers war, nicht soviel an [...].« (Bd. 4, 1920: 348) Als entrechtete Individuen werden die niedrigrangigen Soldaten von den Kriegsherren nur mehr als Objekte

23 Die schlechte Qualität der Flinten, mit denen die Linientruppen ausgestattet waren, ist nicht ausschließlich dem Stand der Waffentechnik geschuldet. Die Jäger dieser Zeit verfügten über Büchsen mit gezogenen Läufen, die es erlaubten, ein Ziel über weit größere Entfernung treffsicher unter Feuer zu nehmen. Diese Waffen waren zwar teurer als die von den Infanteristen verwendeten, doch der ausschlaggebende Grund für die Beibehaltung der Flinten waren nach McNeill die Bemühungen um eine Standardisierung der Ausrüstung, die wiederum den Drill vereinheitlichen sollte. Jede Neuerung drohte die mühselig erzeugte Ordnung empfindlich zu stören. (McNeill 1984: 129) Luh führt dagegen das Festhalten an der Flinte auf ihre größere Eignung für Repräsentationszwecke und für den Bajonettkampf zurück (2004: 149f.). Mit Büchsen waren viele Soldaten der leichten Truppen ausgerüstet.

wahrgenommen, die ihnen als Machtinstrumente bedingungslos zur Verfügung stehen sollen. Die einzelnen Soldaten hatten ausschließlich mit ihrem Körper einen Beitrag zum Gefecht zu leisten, der auf Kommando die zuvor festgelegten Bewegungsabläufe abzuspielen hatte, also wie ein totes Ding, ohne einen selbstständigen Anteil am Geschehen zu entwickeln, funktionieren sollte. Diese Vorstellung sollte die Grundlage für die Metapher von der Maschine sein, die seit dem 18. Jahrhundert auf das Militär angewendet wurde. Weil von dem einzelnen Soldat »nur« ein spezifischer körperlicher Einsatz gefordert wurde, der identisch mit dem der anderen Soldaten in der Linie sein sollte, galt jede andere Handlung als störend. Im Rahmen der Lineargefechtsführung konnte individuelles Handeln von Soldaten im Mannschaftsdienstgrad nur als eine unerwünschte Fähigkeit des Individuums interpretiert werden, die es galt, durch den Drill möglichst einzudämmen. Soldaten allenfalls dann als Subjekte zu betrachten, wenn sie nonkonform handeln, hat im Konzept der Lineargefechtsführung seine historischen Wurzeln.

Eine solche Wahrnehmung läuft aber gleichzeitig Gefahr, den Blick zu sehr auf die Seite des Ideals der Herrschaftspraxis zu verengen. Und das heißt, aus dem Blick zu verlieren, in welchem Umfang selbst für konformes Handeln die einzelnen Soldaten ihre Subjektivität einbringen mussten. Die Disziplinierung der Soldaten lastete nicht nur als Zwang auf den Soldaten, sondern befähigte sie auch dazu, unter extremen Belastungen noch handlungsfähig zu bleiben. Obwohl die Soldaten bereits meistens große Strapazen erlitten, bevor sie zu einem Gefecht aufgestellt wurden, – sie waren häufig durstig, hungrig und übermüdet – half ihnen der Drill, nicht zusammenzubrechen und sich nicht von den angesichts der lebensgefährlichen Situation unwillkürlich aufdrängenden Angst- und Wutgefühlen leiten zu lassen. Selbst der Drill im 17. und 18. Jahrhundert war deshalb immer mehr als nur eine Herrschaftspraxis, die im Zweifelsfall aus unwilligen Untertanen gefügte Soldaten schinden und ihre Individualität abschleifen sollte, um sie auf willenlose Befehlsempfänger der Offiziere zu reduzieren. Denn ein Grund, weshalb die Soldaten die »gepanzerter Routine« (McNeill 1984: 122) übernahmen, war die Erfahrung einer tatsächlichen Entlastungswirkung von der Angst, aber auch der Wut über die Lage, in der man sich befand. Gerade deshalb blieben die Soldaten auch im Sinne der Gefechtsführung handlungsfähig, also empfänglich für Kommandos durch die Offiziere. Dies gilt auch für Synchronizität der Bewegungen im Verband, denn das »gelernte Kampfverhalten [wurde normalerweise] durch die geschlossene Formation zusätzlich gestützt, deren praktische Bedeutung über die bloße Kontrolle und Entfaltung der Feuerkraft hinausging. Sie ordnete die einzelnen in einen kollektiven Bewegungsablauf ein. Auf der anderen Seite wird sie den Soldaten ein Quäntchen an Stärke und Sicherheitsgefühl vermittelt haben, vor allem, wenn sie sich gegen den Feind durchsetzte.« (Sikora 1996: 167f.) Die Rou-

tine war auch kompatibel mit der Abstumpfung, die sich bei den Kämpfenden unwillkürlich einstellte und sich als ein Versuch des Abschließens gegenüber den von Außen andrängenden Eindrücken beschreiben lässt. So wie eine verringerte Fähigkeit zur Empathie gegenüber den Leiden Anderer die Handlungsfähigkeit sicherstellt, so erleichtert die Routine unter diesen Bedingungen das Handeln selber. Damit ist nicht gesagt, dass die Strafen, die auf die Befehlsverweigerung standen, nicht die erwünschte Wirkung bei den Soldaten hatten, Furcht vor den kommandierenden Offizier zu empfinden. Aber gerade in einem Gefecht ist diese Furcht angesichts der lebensgefährlichen Situation nicht mehr als ein Faktor, der das Handeln der Soldaten beeinflusste und die erwünschte Standhaftigkeit der Truppe begünstigte. Neben den drakonischen Strafandrohungen (siehe hierzu Möbius 2004: 344) und dem Drill sind obendrein die Bedingungen eines Schlachtfeldes anzuführen, die wesentlich die Standhaftigkeit und die Stabilität des geschlossenen Verbandes beeinflusste: So schränkte der Lärm und Qualm, der durch die abgefeuerten Gewehre entstand, die Möglichkeiten der einzelnen Soldaten ein, sich auf dem Schlachtfeld zu orientieren und erhöhte umgekehrt eher ihre Neigung, bei der Truppe zu bleiben und nicht alleine in eine ungewisse, womöglich noch gefahrenvollere Situation zu fliehen. Der Hinweis der Offiziere, dass eine Flucht viel gefährlicher sein konnte als das Ausharren bei der Einheit, wird nicht gänzlich seine Wirkung verfehlt haben, zumal tatsächlich im Falle einer Niederlage, die immer durch den Zusammenbruch der Geschlossenheit der Verbände markiert wurde, für die Soldaten der unterlegenen Partei das Risiko, verletzt oder getötet zu werden, enorm stieg. (Sikora 1996: 172; Möbius 2004: 343)

Trotzdem: Dass ein Gefecht genauso verlief, wie es zuvor geübt wurde, war eher eine Ausnahmerecheinung. Die Exaktheit, mit der die Soldaten auf dem Exerzierplatz ihre gedrillten Bewegungsabläufe vollzogen, stellte sich nur selten auf dem Schlachtfeld ein. So war das von preußischen Offizieren angestrebte Salvenfeuer ein Ideal, dem meistens bereits nach der ersten Salve ein unregelmäßiges »Plackerfeuer« folgte (vgl. Delbrück Bd.4, 1920: 347).

Dass der Drill für die Soldaten mehr war als nur eine fremdbestimmte Schinderei, sie beispielsweise der Ausbildung eines spezifischen Körperschemas positiv gegenüber stehen konnten, zeigen die wenigen autobiographischen Zeugnisse aus der Sicht der einfachen Soldaten.²⁴ Sie konnten, worauf Sikora hinweist, als ein »distinguierendes Merkmal von den Soldaten selbst empfunden werden.« (Sikora 2003: 226) So schreibt Bräker, dass sich sein »Aeusseres [...] ziemlich verschönert« habe. »Ich gieng nicht mehr so läppisch daher, sondern hübsch gerade. Die Uniform,

24 Als die mit Abstand am häufigsten zitierte Autobiographie für das Kriegserlebnis der einfachen Soldaten im 18. Jahrhundert ist Bräker zu nennen, der als das Referenzwerk für das 18. Jahrhundert gilt (Sikora 2003: 223).

die mein ganzes Vermögen war, und eine schöne Frisur, die ich recht gut zu mache wusste, gaben meiner Bildung ein Ansehn, dass dürftige Dirnen wenigstens die Augen aufsperrten.« (Bräker 1789: 519)

So sehr sich durch den Drill die Anwerbepraktiken ändern ließen, konkret er es ermöglichte, dass Individuen eingereiht werden konnten, die zum Dienst gepresst wurden, und so sehr er die Gefechtsführung im 18. Jahrhundert prägte, so sei am Ende dieses Abschnitts auch auf die Grenzen der Disziplinierung hingewiesen. Die neuere historische Forschung hat zahlreiche Differenzierungen am Bild der durch und durch disziplinierten Truppen der stehenden Heere des 18. Jahrhunderts erarbeitet.²⁵ Sie dokumentiert ein Scheitern der Bemühungen, die bewaffnete Macht umfassend zu disziplinieren. Die Grenzen der Disziplinierung markieren, dass auch die Mannschaften der Lineartruppen nicht ausschließlich als fremdbestimmte Objekte, als Maschinenteile, beschrieben werden können.

Der als irregulär eingestufte Teil des Trosses, der auch als »Schattenwelt am Rande der Lagergesellschaft: Spieler, Gaukler, Zigeuner, Wahrsager, Waffenbeschwörer und Wunderheiler, kampfunbrauchbare Invaliden und schließlich Marodeure, die die Not bereits in die Devianz getrieben hatte« (Kroener 1996: 16) bezeichnet werden kann, konnte zwar aufgelöst werden, jedoch blieben eine unbestimmte Zahl Frauen und Kinder bei der Truppe, um weiterhin Aufgaben in der Lebensmittel- und Sanitätsversorgung zu übernehmen. Der Hurenwaibel, ein älterer Landsknecht, der Frauen und Kinder zu beaufsichtigen hatte, konnte abgeschafft werden, die Prostitution nicht. Solange die Versorgung der Soldaten von der militärischen Verwaltung nicht gewährleistet war, gelang die Auflösung der Trossgesellschaft nicht vollständig. Eine starke Verkleinerung des Trosses brachten paradoxerweise die Massenheere zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Paradoxerweise, weil der Druck zur Verkleinerung des Trosses mit der Vergrößerung der Heere enorm anstieg, um die Beweglichkeit der Verbände zu erhalten und sogar zu erhöhen.²⁶ Da aber diese Heere sich überwiegend aus Wehrpflichtigen zusammensetzten und die wiederum überwiegend junge, ledige Männer waren, wurden diese Soldaten nicht von ihren Angehörigen begleitet. Um diesen Zustand abzusichern, verloren in Preußen 1809 die Frauen und Kinder von Soldaten jeglichen Anspruch

25 Zur den neueren Untersuchungen der frühzeitlichen Militärgeschichte siehe zur Übersicht den Aufsatz von Pröve 2000 sowie Nowosadtko 2002.

26 In Preußen wurde deshalb im Rahmen der Heeresreform beispielsweise das Privileg für Offiziere zur Mitführung von Packpferden gestrichen (Wohlfeil 1964: 166). Durchschlagend erhöht wurde die Beweglichkeit der französischen Revolutionstruppen bzw. des napoleonischen Heeres allerdings durch die Entscheidung, dass sich die Truppe außerhalb Frankreichs bzw. bei raschen Vorstößen in gegnerisches Gebiet wieder aus dem Land zu versorgen hatte (ebd.: 176; Regling 1979: 231f.). Bereits die französischen Revolutions-truppen verspielten mit dieser Versorgungspraxis mögliche Sympathien, die sie sonst in der (Land-)Bevölkerung außerhalb Frankreichs genossen hätten.

auf Unterstützung (Hagemann 2002: 82f.). Erst im 19. Jahrhundert konnten mit der Verbesserung der Verkehrswege, –mittel und Kommunikationsmöglichkeiten – besonders gravierend wirkte sich der Aufbau von Eisenbahnnetzen und Telegrafen aus – die Soldaten prinzipiell *permanent* mit Gütern versorgt und der Tross Teil der Militärorganisation werden. In der Kranken- und Verwundetenpflege wurden Frauen allerdings weiterhin benötigt und deshalb geduldet. Ihre Anwesenheit war jedoch zunehmend auf die Ausübung eines Berufes bezogen. Damit wurde das Militär, wenn auch nur für einen kurzen Zeitraum, der bereits mit dem 1. Weltkrieg wieder endete, ein relativ ›frauenfreier‹ Raum (zu diesem Thema siehe auch Hagemann/Pröve 1998).

Meutereien gingen in ihrer Zahl zurück, doch an ihre Stelle trat die um so häufiger werdende Desertion, die eine Übermacht der Organisation gegenüber den Einzelnen anzeigt, der seine Ab- und Auflehnung gegenüber den bei der Truppe herrschenden Verhältnissen nur noch durch Ausweichen, Ducken und Flucht auszudrücken vermochte (siehe hierzu umfassend Sikora 1996).

Auch die gartenden Söldner verschwanden, aber nicht so sehr, weil die Fähigkeit zur territorialen Kontrolle der Staaten im 18. Jahrhundert anstieg, sondern weil die Heere unablässig Soldaten suchten und die Söldner, soweit sie tauglich waren, sehr schnell wieder in Dienst treten konnten. Gleichzeitig gab es aber eine Vielzahl ehemaliger Soldaten, zumeist Invaliden, die als marschunfähig galten, und die deshalb im Unterschied zu den gartenden Söldnern nicht umstandslos in die regulären Einheiten der stehenden Heere des 17. und 18. Jahrhunderts zu integrieren waren (Nowosadtko 1997: 13). Zwar schlossen sie sich besonders häufig im Zuge von Kriegen zu Banden zusammen, die die Landbevölkerung drangsalierten, aber ihre direkte Beziehung zum Kriegsgeschehen hatte abgenommen, zumal es keinen ›irregulären Tross‹ mehr gab. Nowosadtko weist darauf hin, dass in den Banden ehemalige Soldaten bis zu 40 Prozent der Mitglieder stellten, die restlichen 60 Prozent aber der kriminalisierten Armutsbevölkerung zuzurechnen seien (ebd.). Die ehemaligen Soldaten gingen damit in der kriminalisierten Armutsbevölkerung auf, die mit Betrug, Diebstahl, Schmuggeln von Waren und mit bewaffnetem Raub auch in Friedenszeiten auf die alltägliche Verfolgungspraxis der Obrigkeiten reagierte. Ob die abgedankten Soldaten, die zu Räubern wurden, für eine erfolgreiche militärische Sozialdisziplinierung stehen, die sich mit ihrer Überlebensstrategie gegen die Interessen der Obrigkeiten wandten, wie dies Burschel betont, oder ob die militärische Sozialisation nicht eher Verhaltensweisen gefördert hat, die dem Konzept der Sozialdisziplinierung zuwider liefen, das das Militär also keine ›guten‹ Untertanen herstellte, wie sich Nowosadtko dies fragt, muss hier nicht entschieden werden. Festzuhalten ist, dass es den Kriegsherren darauf ankam, über eine gefügige Streitmacht zu verfügen, die quantitativ und qualitativ in der Lage war, andere Konkurrenten um

Macht und Territorien zu besiegen. Hinter diesem Ziel standen alle anderen politischen Kalküle hinten an. Solange die ›Gehorsamsproduktion‹ (Bröckling) innerhalb des Militärs diesem Ziel gerecht wurde, waren sie auch dazu bereit, negative Effekte in der Sozialdisziplinierung der Untertanen durch die militärische Disziplinierung hinzunehmen. Die Gleichung, disziplinierte Soldaten sind auch gute Untertanen, war im 17. und 18. Jahrhundert ein beruhigendes Kalkül für die absolutistischen Herrschaften. Aber auch die gegenteilige Gleichung, disziplinierte Soldaten sind schlechte Untertanen bzw. der Umkehrschluss hätte sie nicht gehindert, die Disziplinierung der Soldaten voranzutreiben. Denn so sehr sie auch an guten Untertanen interessiert waren, schlechte Soldaten konnten sie sich nicht leisten. Und ist es nicht ein bis in die Gegenwart wohlvertrautes Machtkalkül, dass disziplinierte Soldaten dafür sorgen können, dass auch unwillige Untertanen das tun, was von ihnen verlangt wird?

4.4. Exkurs zum Seekrieg, insbesondere im 18. Jahrhundert

Obwohl der Gegenstand dieser Arbeit grundsätzlich nur die Landkriegsführung ist, soll hier ausnahmsweise und auch nur schlaglichtartig die Seekriegsführung betrachtet werden. Die Beobachtung, wie wenig und obendrein wie begrenzt in der Literatur die Subjektivität der Marinesoldaten behandelt wird, regte diese Veränderung des Fokus an.

Ist schon die Führung eines Krieges an Land ein voraussetzungsvolles Unterfangen, so gilt dies in weit stärkerem Maße, wenn der Krieg auf dem Wasser geführt werden soll. Ein Krieg zur See ist an zwei zusätzliche Bedingungen geknüpft: erstens muss die Krieg führende Partei über ein Schiff verfügen und zweitens müssen an Bord dieses Schiffes nicht nur Menschen sein, die kämpfen, sondern auch Menschen, die ein solches Schiff manövrieren können. Bei einem solchen Schiff musste es sich historisch nicht unbedingt um eine spezielle Konstruktion für Kriegszwecke handeln. So pflegten in Nordeuropa die Städte im Mittelalter, »als Träger der Seefahrt und als Wirtschaftsmächte [...], Schiffe für Kriegszwecke nur auszurüsten, wenn das unmittelbar notwendig war. Das war im Kriegsfall nur selten und vorübergehend der Fall, meist um Truppen und deren Nachschubgüter in das Land des Gegners zu bringen.« (Howarth 1979: 18) Territorialherren wie Könige »charterten oder requirierten die Handelsschiffe ihrer Untertanen. Für den Fall, dass sie unterwegs einem Feind begegnen sollten, wurden die mit Kapitän und Mannschaft übernommenen Schiffe provisorisch mit Befestigungen ausgestattet.« (Ebd.) Die Schiffe selber blieben im Grunde unbewaffnet und dienten lediglich als Plattform für Bogenschützen, die die Gegner aus der Distanz beschossen und für Gewappnete, die nach einer Enterung den Gegnern im Nahkampf gegenübertraten.

Erst als die Schiffe mit Kanonen ausgestattet wurden, erforderte die Seekriegführung in Nordeuropa spezielle Konstruktionen.

Ab dem 16. Jahrhundert sollte solchen eigens hergestellten Kriegsschiffen, deren Kanonen überwiegend unter Deck an den Breitseiten untergebracht waren, eine kriegsentscheidende Bedeutung zukommen. Sie sollten nach dem 16. Jahrhundert allmählich auch auf dem Mittelmeer die Galeeren verdrängen, die durch Ruder angetrieben und nur zusätzlich mit Segeln ausgestattet waren.²⁷ Neben Seeschlachtenbeschreibung und dem Auf- und Abstieg einzelner Seekrieg führender Staaten gehört zu den bestimmenden Themen der Literatur zum Seekrieg der Wandel im Schiffsbau, in der Bewaffnung und der Gefechtsführung. Ein weiteres herausragendes Thema ist die Bedeutung und sind die Differenzen insbesondere zwischen den Verwaltungsorganisationen Englands und Frankreichs im 17. und 18. Jahrhundert, die für den Aufbau und den Unterhalt der Flotten verantwortlich waren. Geradezu verblüffend gering ist dagegen das Interesse, sich mit den Menschen, die auf den Kriegsschiffen lebten, auseinander zu setzen. Den Geschützen wird mehr Aufmerksamkeit gewidmet, als den Menschen, die sie bedienten. So wird eher am Rande der Frage nachgegangen, wie die Besatzungen angeworben wurden, wie sie erlernten, ein Schiff zu manövrieren und die an Bord befindlichen Waffen zu bedienen bzw. einzusetzen. Selbst Keegan, der sich ausdrücklich mit der Kultur des Krieges befasst, schreibt genau genommen nichts über die sozialen Verhältnisse an Bord der Kriegsschiffe. Nach seinen überwiegend technikgeschichtlichen Ausführungen steht lediglich, dass die »Kriegerkultur der Pikeniere und Kavalleristen [...] den Weg aufs Meer gefunden [hatte]. Die Schiffskanoniere standen jetzt dort neben ihren Kanonen mit der Unerschütterlichkeit von Hoplitzen in der Phalanx.« (1995: 482) Wie dies geschehen sein soll, erfährt der Lesende nicht.

Ausgenommen vom weitgehenden Desinteresse an den Besatzungen sind lediglich die Kapitäne und die Kommandeure von Flottenverbänden. In aller Regel werden nur sie als Subjekte vorgestellt, von deren Planungen und Entscheidungen das Leben ihrer Untergebenen und der Gefechtsverlauf abhängen. Sie treten auch als einzige konturiert als Individuen hervor. Ihre individuellen Charaktereigenschaften können, wie dies bei Tuchman explizit geschieht, aber auch als notwendige Eigenschaften vorgeführt werden, um den Beruf als Kapitäns auszuüben. »Jähzornig«, schreibt Tuchman für das 18. Jahrhundert,

27 Die letzte große Seeschlacht in der sehr viele Galeeren zum Einsatz kamen, wurde 1571 im Mittelmeer bei Lepanto, zwischen dem Osmanischen Reich und der Heiligen Liga, geschlagen. Der Sieg der Heiligen Liga wird unter anderen darauf zurück geführt, dass sie über eine Weiterentwicklung der Galeere, der Galeasse zurückgeführt – einem Schiff, dass sowohl über die Eigenschaften eines Ruder- wie eines Segelschiffes verfügte und sich schwerer Entern ließ. Lediglich in Binnengewässern, an der Küste und Flussmündungen kamen sie noch bis in das 18. Jahrhundert zum Einsatz.

»das war jeder Seekommandeur zu der Zeit. Es war eine anhaltende Nervenprobe, ein so schwerfälliges Kampfschiff zu navigieren, dessen Antriebskraft der unbeständige und vom Menschen nicht kontrollierbare Wind war und dessen Manöver davon abhingen, dass eine rauhe Mannschaft sofort und mit perfekter Routine auf Befehle reagierte, die die Feineinstellung von Segeln durch eine unendliche Anzahl von Tauen regulierten, die kaum voneinander zu unterscheiden waren.« (Tuchman 1988: 146f.)

Für den gleichen Zeitraum bleiben die übrigen Besatzungsmitglieder in der Literatur gesichtslos. Von den Mannschaften ist meist nur dann die Rede, wenn auf ihre rechtlose Stellung und den Umstand hingewiesen wird, dass ein Teil, der selten quantifiziert ist, mit Gewalt an Bord verschleppt wurde, in die Mannschaft »gepresst« wurde. Gleichzeitig treten sie wie bei Keegan, wenn es um die Gesamtleistung ihres Einsatzes geht, als unerschütterliche und routinierte Befehlsausführende auf.

Leider liegt mir keine Arbeit zur Disziplinierung der Mannschaften an Bord von Kriegsschiffen des 18. Jahrhunderts, geschweige denn eines vorherigen Zeitraums, vor. Selbstverständlich lässt sich vermutlich manches, was zum Drill von Soldaten gesagt wurde, auf die Besatzungen von Kriegsschiffen übertragen, doch bleibt eine gewisse Lücke im Verständnis. Lässt sich ein von der übrigen Sozialität abgeschlossener Ort vorstellen als ein Schiff auf hoher See? Setzten nicht das Manövrieren und der Kampf von Segelschiffen in besonderem Maße die Disziplinierung der Besatzungsmitglieder unter einem Kommando voraus? Und ist es nicht fraglich, ob die Mitglieder der Mannschaften bloß als routinierte Befehlsempfänger als den schrecklichen Verhältnissen der Kriegsschiffe Ausgelieferte betrachtet werden können, ohne ihren Anteil zu erörtern? Diese Lücke wird mit den folgenden Ausführungen nicht geschlossen. Sie sollen lediglich auf einige Besonderheiten dieses Themas hinweisen.

Im 17. und 18. Jahrhundert, als Kriegsschiffe über Wochen, mitunter auch über Monate hinweg keine Häfen anliefen, bildeten sie quasi schwimmende Kasernen, und das zu einem Zeitpunkt, als außerhalb Frankreichs die meisten Landsoldaten nicht kaserniert waren. Auf See mussten die Besatzungen über lange Zeiträume hinweg auf engsten Raum zusammenleben. Die Schiffe waren obendrein, im Unterschied zu den Kasernen, auch der Ort, von dem aus die Gefechte geführt wurden. Umgeben von einem lebensfeindlichen Raum, der See, hatte ein einzelnes Besatzungsmitglied keine Möglichkeiten, den Lebensbedingungen an Bord auszuweichen. Eine Desertion war ihm nur möglich, wenn er Landgang erhielt, den deshalb viele Kapitäne den Mannschaften nicht gewährten und stattdessen beispielsweise den Besuch von Frauen auf dem Schiff erlaubten (Whipple 1979: 29). Die Lebensbedingungen konnten je nach Stellung in der Hierarchie sehr unterschiedlich ausfallen, angefangen vom Platz, den die Marinesoldaten zum Schlafen hatte bis hin zu Qualität und Umfang des Essens. So war das Achterdeck, dass unter anderen fast die Hälfte des

Oberdecks einnahm, wie das gesamte Heck ausschließlich den Offizieren vorbehalten und durfte von den einfachen Seeleuten nur betreten werden, wenn sie hier für eine Aufgabe benötigt wurden (ebd.: 15). Wie hermetisch diese Bedingungen waren, wird beispielsweise an der Unmöglichkeit deutlich, sich an Bord bei langen Seefahrten selber zu verpflegen. Die Mannschaften konnten nur das zu sich nehmen, was zuvor entweder vom Kapitän oder einer speziellen Verwaltung beschafft und eingelagert wurde. Was und wie die Verpflegung an die Mannschaften ausgeteilt wurde, entschied letztlich der Kapitän.

Die enorme Machtfülle eines kommandierenden Offiziers auf einem Schiff ist sicher als die Begründung für die Aufmerksamkeit anzuführen, die ihm in der Literatur zuteil wird. Er wird als Subjekt des Geschehens gezeigt. Er war in allen Entscheidungsprozessen der letztendlich Verantwortliche und zumindest in den führenden europäischen Seestreitkräften stand ihm ein drakonisches Strafreglement zur Verfügung, um Zuwiderhandlungen zu ahnden. Ob aber allein aufgrund von Strafen, vom Fesseln in Fußseisen, über das Auspeitschen bis hin zum Kielholen²⁸, die Mannschaften »mit perfekter Routine auf die Befehle« (Tuchman 1988: 146) reagierten, kann bezweifelt werden.

Weiterführend scheint der Hinweis zu sein, dass konkret an Bord britischer Kriegsschiffe des 18. Jahrhunderts die Mannschaft in verschiedene Gruppen aufgespaltet war, die sich gegenseitig belauerten und verachteten. Diese Aufspaltungen setzten zum einen bei den unterschiedlichen Wegen an, die beschritten wurden, um die einzelnen Besatzungsmitglieder für den Dienst zu rekrutieren, und zum anderen an ihren individuellen Fähigkeiten. Je nach ihren Erfahrungen, ihren Fähigkeiten und ihrer körperlichen Verfassung wurde die Mannschaft von den Offizieren in Gruppen eingeteilt, die sich in Aufgabenstellung und Bezahlung unterschieden. Neben Freiwilligen, waren unter den Seeleuten Männer zu finden, die nach einem Quotensystem von den Grafschaften gestellt wurden. Die Grafschaften hätten in dem Quotensystem eine »gute Gelegenheit« gesehen, sich »unerwünschter Elemente« zu entledigen: Landstreicher, Zigeuner, Wilderer, Kriminelle, Geisteskranke und »Aufrührer« konnten so bequem abgeschoben werden«. (Böndel 1987: 122)²⁹ Darüber hinaus wird auf die Praxis hingewiesen, dass besonders in Kriegszeiten Männer durch entsprechende Patrouillen in Hafenstädte an Bord verschleppt und zum Dienst gepresst wurden. Weitgehend unbekannt ist, wie viele Freiwillige, Unwil-

28 Auf französischen Schiffen wurde bis 1789 »ein Tau unter dem Kiel des Schiffes durchgeschoren und der Verurteilte an ihm unter den Rumpf durchgezogen.« (Böndel 1987: 132) Ihm drohte nicht nur der Tod durch Ertrinken, denn der Schiffsrumpf war meist mit rasiermesserscharfen Muscheln überzogen, die ihm tödliche Verletzungen zufügen konnten. Auf britischen Schiffen wurde diese Strafe nicht angewendet (ebd.).

29 Was sich hinter diesen stigmatisierenden Kategorien tatsächlich verbirgt, kann hier nicht geklärt werden.

lige bzw. Gezwungene sich an Bord der Kriegsschiffe befanden.³⁰ Obendrein gab es an Bord von Kriegsschiffen eine erhebliche Anzahl Kinder im Alter zwischen zehn bis fünfzehn Jahren, die als Schiffsjungen auf der niedrigsten hierarchischen Stufe standen.

Das Leben an Bord war häufig durch eine Reihe von Härten gekennzeichnet, die zum Teil den lebensfeindlichen Bedingungen der See, zum Teil den langen Seefahrten geschuldet waren, die z.B. zu einer drastischer Verschlechterung der Lebensmittel- und Wasserqualität führen konnte. Auch die Gefahr sexueller Übergriffe besonders für die Schiffsjungen dürfte, wie bei Böndel angedeutet, in diesem Fall gestiegen sein (ebd.: 123). Die Härten der Lebensbedingungen, die hier lediglich angedeutet sind und zu denen auch noch die Enge an Bord zu zählen ist, dürften die Rivalitäten und Streitigkeiten zwischen, aber auch innerhalb der Gruppen erhöht haben. Man kann es zwar erstaunlich finden, dass es angesichts der Rivalitäten und Streitigkeiten »nicht öfter zu Meutereien kam« (ebd.), doch lässt sich gerade mit Blick auf die heterogene Mannschaftszusammensetzung und ihre Gespaltenheit auch die gegenteilige Auffassung vertreten: es bedurfte wohl schon eines ungewöhnlichen Anlasses, damit sich die Mehrheit der Mannschaft gegen das Regime eines Kapitäns und seiner Offiziere zusammenschloss. Zumal sich an Bord ein Kontingent Seesoldaten befand, das normalerweise von Routineaufgaben freigestellt war und dessen Hauptaufgabe darin bestand, »als Schutzmacht zwischen der Mannschaft und den Offizieren« (ebd.) zu stehen und so eine Meuterei zu verhindern. Ihre Funktion als Puffer zwischen den Mannschaften und den Offizieren drückt sich auch durch die Lage ihrer Unterkünfte aus. Zusammen mit den Seekadetten hatten sie zwischen den Mannschafts- und den Offiziersunterkünften ihr Quartier (Alpers 2004: 197). Zur Mannschaft der *Bounty*, auf der sich die wohl berühmteste Meuterei, nicht nur des 18. Jahrhunderts, ereignete (1789), gehörten keine Seesoldaten und Kapitän Bligh, ihr Kommandant, dürfte ihre Abwesenheit mehr als einmal bedauert haben (Alexander 2004: 156).

30 Zu den wenigen Hinweisen, die sich in der Literatur finden lassen, gehört, dass ein Drittel der gesamten britischen Besatzungen, die an der Schlacht von Trafalgar (1805) teilnahmen, gepresst gewesen sei (Whipple 1979: 24). Ohne eine erläuternde Begründung geht Alpers davon aus, dass weniger als 20 Prozent der Besatzungen als freiwillig eingestuft werden können (ebd.: 197).